

Biblioteka  
U. M. K.  
Toruń

134186

II

R. Seuberlich.

Wilder Garten.





THE

LIBRARY

OF

THE

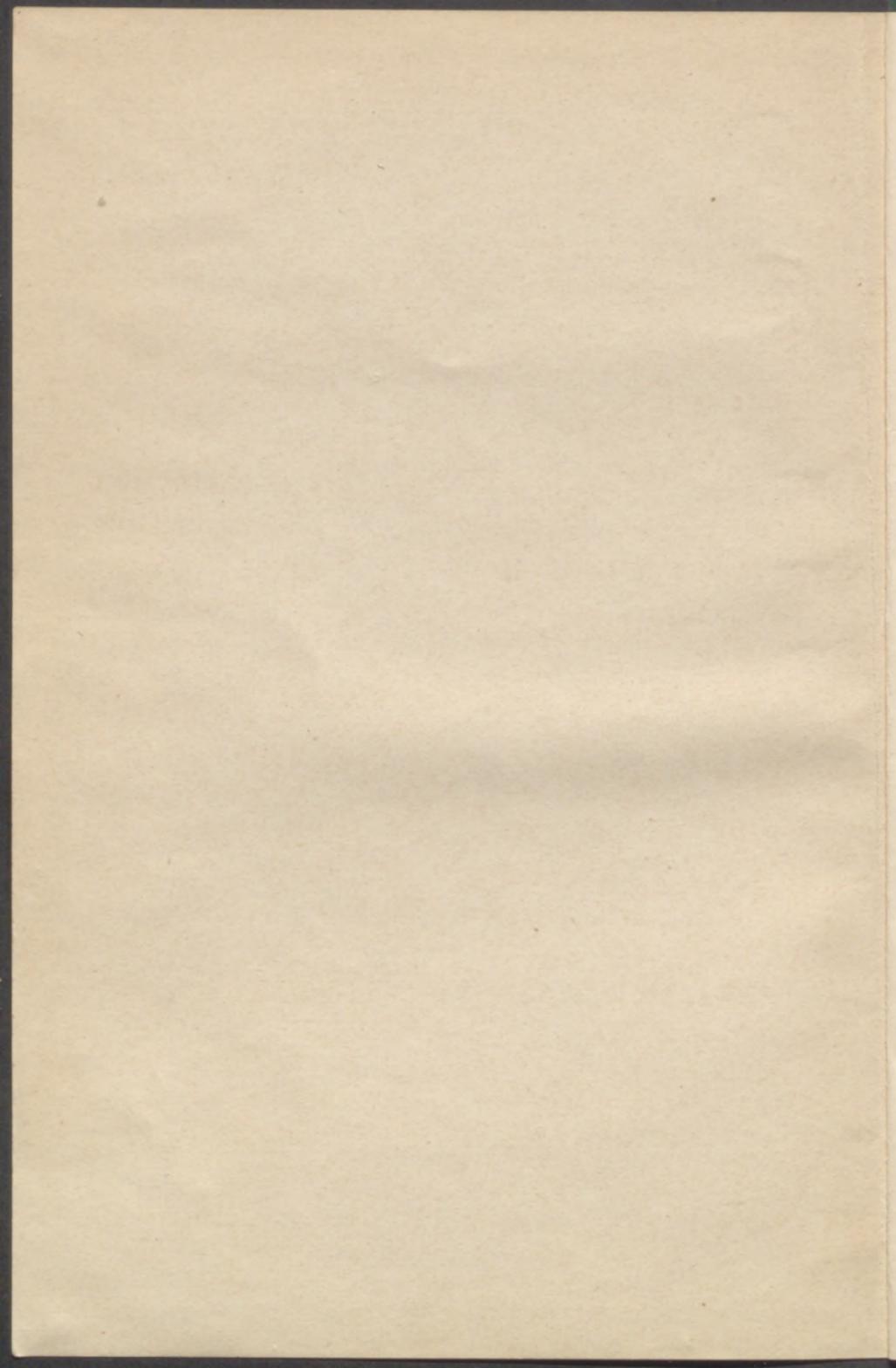
UNIVERSITY

OF

OXFORD







*M. Brunkow*

# Wilder Garten.



Neue Gedichte

von

Rudolf Seuberlich.



Riga 1881.

Verlag von N. Szymmel.

B

Böcker Garten

1881

Von der Censur erlaubt. Riga, den 5. August 1881.

134.186



~~g 1860/42~~

1881

Druck von Neßger & Wittig in Leipzig.

## Inhalt.

	Seite
Widmung . . . . .	1
Alboin und Rosamunde . . . . .	5
Der Meistertrunk . . . . .	24
Walbers Freierwerb . . . . .	29
Felix . . . . .	33
Jung Nennchen . . . . .	35
Lebensregel . . . . .	37
Der Liebsten . . . . .	39
Im März . . . . .	41
Ein Frühlingsmorgen . . . . .	43
Waldlied . . . . .	45
Aus meinen Flegeljahren . . . . .	46
Der Tanz . . . . .	48
Auf der Düne . . . . .	50
Schujen an der Amath . . . . .	53
Text zu einem Lied ohne Worte von Hiller . . . . .	57
Beim Tode eines kleinen Mädchens . . . . .	58
Trinklied . . . . .	60
Ceres . . . . .	62
Gerstensaft . . . . .	64
Trinklied . . . . .	66
Champagner . . . . .	68
Rheinwein . . . . .	70
Roselblümchen . . . . .	72
Grüneberger . . . . .	73
Ein feuchtes Lied zum Preise der Trockenheit . . . . .	74
Tafel-Lied zum Stiftungs-Tag der Nigaer Liedertafel 1878 . . . . .	77

	Seite
Tafel-Lied zum Stiftungs-Tag der Rigaer Liedertafel 1879 . . . . .	79
Begrüßungslied zum Sängersfest in Riga 1880 . . . . .	81
Tafellied . . . . .	83
Den Weltschmerz-Kranken . . . . .	86
Uhu . . . . .	89
Cantate zum 25 jährigen Regierungs-Zubiläum Sr. Majestät Kaiser Alexander II. am 19. Februar 1880 . . . . .	92
Der Fortschritt . . . . .	96
Trockne und flüssige Gedanken . . . . .	100
Herr Saufewind . . . . .	106
Das Lied der Mücken . . . . .	108
Theorie und Praxis . . . . .	110
Die beiden Fliegen . . . . .	112
Die alten Frösche . . . . .	114
Gretchens Thränen . . . . .	116
Nahrungsforgen . . . . .	118
Dona Clara . . . . .	119
Das durstige Schneiderlein . . . . .	122
Auf der Strandbahn . . . . .	126
Die Fahrt auf dem Beipus-See . . . . .	129
Trau, schau, wem? . . . . .	133

## Widmung.

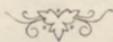
Meiner Mutter.

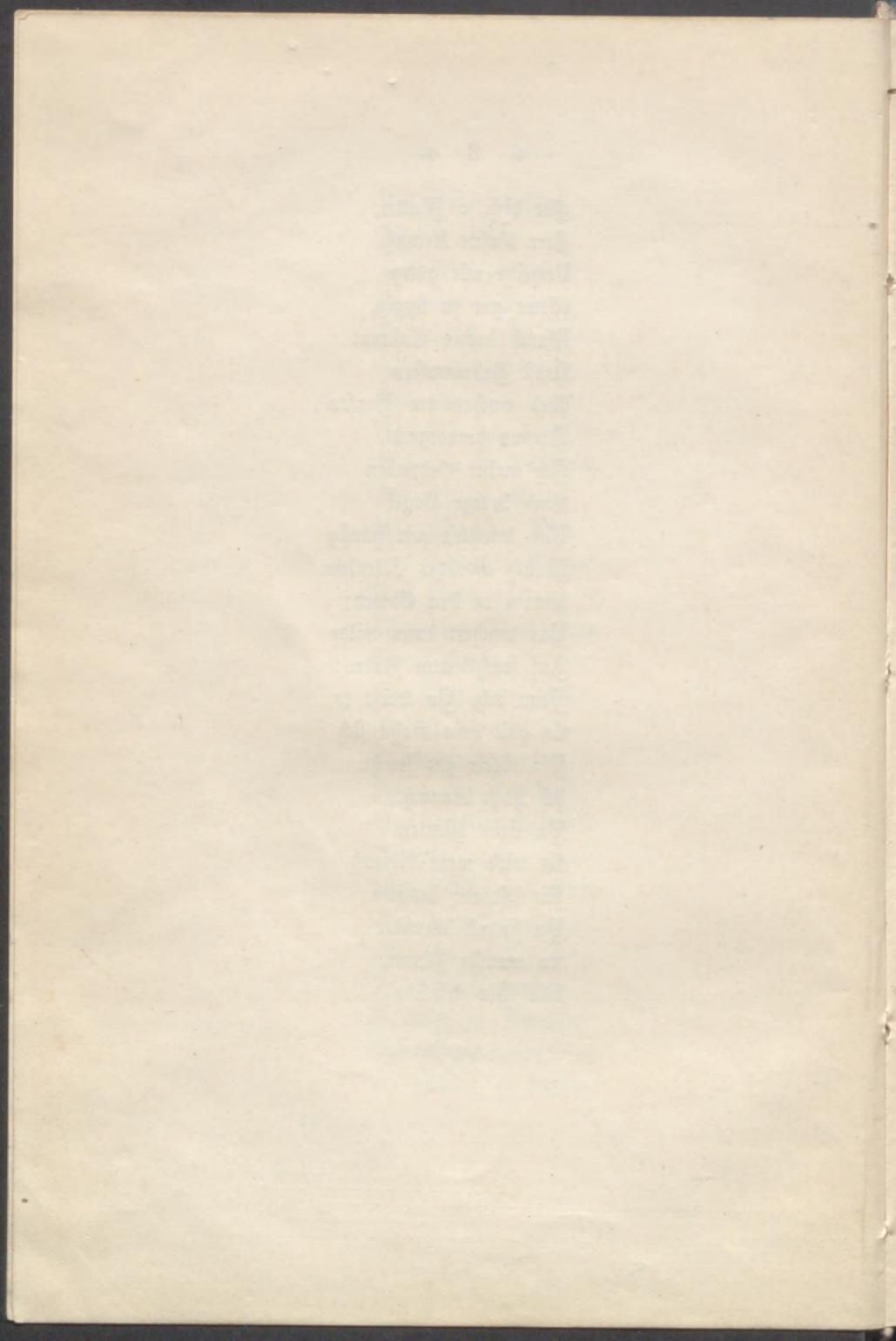


Zeit, weit liegt sie,  
Die sorglose Kinderzeit,  
Vieles vergaß ich,  
Was mir das Leben  
Seitdem gespendet  
An Lust und Leid;  
Doch immer noch fühl' ich  
Den Zauber walten,  
Den Mutterliebe  
Mir tief in die Seele  
Einst gesenkt hat,  
Da ich noch Kind war.  
Nimmer vergeß ich's,  
Du gute Mutter,  
Wie deine treuen,  
Freundlichen Augen  
Mir oft gebeugt  
Den störrischen Sinn;  
Wie deine Stimme,

Die warme, weiche,  
 Allezeit wußte  
 Den Weg zu finden  
 Zu meinem Herzen.  
 Du lehrtest mich lieben  
 Alles, was schön ist,  
 Edel und gut.  
 Und dir auch dank ich's,  
 Daß mir in der Seele  
 Ein Garten erstand  
 Voll grünender Laß,  
 Voll duftender Blüthen  
 Aus jenem reichen  
 Wonningen Wunderland,  
 Darin Poesie,  
 Die Himmlische, waltet.  
 Freilich waren's  
 Zuerst die sonnigen  
 Augen der Liebsten,  
 Die mir den Garten  
 Hervorgezaubert  
 Und Blätter und Blüthen  
 Zum Spriechen gebracht.  
 Du aber sätest  
 Schon lange vordem  
 Heimlich die Keime,  
 Daraus sie erwuchsen.  
 So pflückte ich dankbar

Für dich, o Mutter,  
 Hier diesen Strauß.  
 Verzeihe mir gütig,  
 Wenn gar zu üppig,  
 Manch keckes Unkraut  
 Nebst Nebenranken  
 Und wucherndem Hopfen  
 Daraus hervorguckt.  
 Ach meine Gedanken  
 Sind lustige Vögel  
 Und brachten mir häufig  
 Manch unnützes Körnlein  
 Hinein in den Garten;  
 Das wuchert dann wilde  
 Auf fruchtbarem Boden;  
 Denn ach, Du weißt es,  
 Es hält dein Sohn sich  
 Die Seele gar feucht.  
 Ich hoffe dennoch,  
 Du liebe Mutter,  
 Es wird mein Strauß  
 Dir Freude bereiten;  
 Du findest darunter  
 So manche Blume,  
 Die Dir gefiel.





Alboin und Rosamunde.

Alboin, der Longobarden König  
 Saß beim Siegesmahl mit seinen Helden  
 In der Fürstenhalle von Pavia,  
 Das nach langem blutig heißem Ringen  
 Nun erobert ihm zu Füßen liegt.  
 Links vom König, auf erhöhtem Sessel  
 Sitzt Apratin, der Avarenhäuptling,  
 Der ihm half die feste Stadt bezwingen.  
 Durstig saugt er mit den wulst'gen Lippen  
 Süßen Wein aus einem mächtgen Humpen,  
 Während rechts vom König, Peredeus,  
 Der gewaltge Riese, mit Behagen  
 Sich an leckrer Speise erst ergötzt  
 Und unmenschlich ungefüge Bissen  
 Gierig schnalzend schon herunterschlang.  
 Ungern ehrte Alboin die Beiden;  
 Doch er braucht sie noch, die starken Kecken,  
 Und er braucht die wilden wüsten Schaaren,  
 Die sie seinem Heere zugeführt.

Ungern sahen auch die Longobarden  
 Und Gepiden-Fürsten jene Beiden  
 Auf den Ehrensitzen nächst dem König; —  
 Doch allmählig schon beginnt der Wein  
 Wegzuwaschen allen finstern Unmuth.  
 Nur des Königs hohe Heldenstirne  
 Scheint umwölkt von düstrem Sinnen noch.  
 Schal und schmacklos dünkt ihm Trank und Speise  
 Und verbittert alle Siegesfreude;  
 Denn dem Feste fehlt die Königin.

Weithin schallt der Becher frohes Lärmen  
 Bis ins Schlafgemach der Königin.  
 Doch die schöne Rosamunde schläft nicht;  
 Regungslos, gleich einem Marmorbildniß  
 Steht sie träumend an dem offenen Fenster,  
 Freundlich blickt der Mond zu ihr herab  
 Und die duftgetränkte laue Nachtlust  
 Dringt herein, begierig, zu umarmen  
 Ihre götterherrliche Gestalt. —  
 Nimmer aber achtet Rosamunde  
 Auf des Mondes stilles, Zauberwalten,  
 Auf den Duft der holden Frühlingsboten.  
 Dunkle, stürmische Gedanken ziehen  
 Ruhelos durch ihr gequältes Hirn.  
 Heute war es, heute vor drei Jahren,  
 Als ihr Vater, Kühnemund, der Hohe,  
 Ward erschlagen in der heißen Feldschlacht,

Und der ihn erschlug — der ward ihr Gatte!  
 Hassen möchte sie — und liebt ihn dennoch!  
 O, sie siehts, als wär's erst heut geschehen,  
 Wie er einzog in des Vaters Burghof,  
 Alle seine Helden überragend,  
 Stolzesh Siegeslächeln auf den Lippen,  
 Götterleuchten in den dunklen Augen,  
 Schön wie Balder, stark wie Mithor.  
 O sie weiß es noch, wie sie erbehte,  
 Als sie traf ein Blitz aus seinen Augen,  
 O sie weiß es; doch sie sieht noch mehr!  
 Jenen grauenvollen Schädelbecher,  
 Kunstvoll reich verziert mit edlem Silber,  
 Sieht sie vor sich, den der wilde Sieger  
 Formen ließ aus ihres Vaters Schädel  
 Und ihn leerte bei dem Festgelage.  
 Damals schwur sie wol mit heiligem Eide  
 Rache, blutge Rache zu — dem Frevler;  
 Aber ach, drei Jahre sind verflossen,  
 Und ihr Vater ist noch nicht gerächt.  
 Oft schon hat sie von den ewgen Göttern  
 Kraft ersleht zum grausen Rächeramt.  
 Ach, vergebens, immer fühlt sie wieder,  
 Daß sie lieben müsse, nichts als lieben, —  
 Und auch heute scheucht das Bild des Helden  
 Fort die dunkeln, blutigen Gedanken,  
 Und sie sieht zuletzt nur den Geliebten,  
 Der einst werbend mit beredten Worten,

Wie im Sturm ihr junges Herz erobert;  
 Und sie denkt der ersten süßen Nacht,  
 Da sie ruhte in dem Arm des Helden,  
 Alles, Alles, was geschehn, vergessend,  
 Und sie fühlt, sie kann ihn nimmer hassen,  
 Noch den Schwur, den schrecklichen, je lösen. —

Lauter ward's inzwischen in der Halle  
 Und erhitzt von Wein und Wechselrede  
 Wallt wilder schon das Blut der Helden.  
 Auch des Königs mißgestimmte Laune  
 War verschecht vom Feuergeist des Weines  
 Und er fühlt sein Heldenherz erglühen  
 Bei den stolzen Liedern seiner Barden.  
 Hoch begeistert mußten sie zu singen  
 Von dem Kampf der Helden vor Pavia  
 Und sie priesen Alboin, den starken,  
 Der sein Volk von Sieg zu Sieg geführt.  
 Jetzt ergreift ein blondgelockter Säng'er  
 Seine Harfe und entlockt den Saiten  
 Eine anmuthvolle mächt'ge Weise  
 Und mit klangvoll heller Stimme singt er:  
 „Ich habe durchwandert die weite Welt;  
 Und wisse, o König, kein Land kann ich nennen,  
 Das Kunde nicht hätte von Deinem Ruhm.  
 Von Deinem Schwerte, dem Schlachten-entscheidenden,  
 Gehet die Sage: Nimmer zu zwingen  
 Sei's in die Scheide, vordem es Sieg sah.

Doch seit ich gelangte in's Land der Lombarden  
 Und staunend erschaute Dein wunderbar Weib,  
 Da weiß ich, was immer Dein Schwert auch erstritten,  
 Dein Heldenherz kennet doch schöneren Sieg;  
 Es hat sich gewonnen mit stürmischen Werben  
 Das Herz der herrlichsten holdesten Frau.  
 Wol hat mit dem Schwert manch ruhmvoller Recke  
 Thaten verrichtet, den Deinen vergleichbar.  
 Doch kühnlich behaupt' ich, kein König und Held  
 Hat minnend bezwungen so stolze Maid,  
 Nachdem sein Schwert ihr den Vater erschlagen.  
 Das konntest nur Du König Alboin!  
 Dein Heldengemüth birgt heimlichen Zauber  
 Der Liebe heischet und Haß verlöscht.  
 Das ließ Dich vollbringen das Werk der Versöhnung  
 Zwischen Gepiden und Longobarden,  
 Das macht Dich unsterblich für ewige Zeit,  
 O sieggewohnter Liebling der Götter.“  
 Als der Sänger so sein Lied geendet,  
 Schallt ihm helles Jauchzen rings entgegen.  
 Auch der König lobt den jungen Sänger;  
 Doch er meint, daß schier zu viel des Ruhmens  
 Ihm gespendet ward für die Belehrung  
 Rosamundens, seines theuern Weibes:  
 „Wahrlich“, ruft er, „Männer, welche lieben  
 „Und es dennoch nicht vollbringen können,  
 „Der Geliebten Gunst sich zu gewinnen,  
 „Das sind Männer kaum, noch wen'ger Helden

„Denn es minnt kein ächter Held vergeblich!“ —  
 Wieder jubeln die heraufchten Gäste  
 Beifall spendend diesen stolzen Worten;  
 Nur Apratin, der Avarenhäuptling,  
 Wirft ihm gisterfüllte Blicke zu.  
 Längst schon neidet er dem Heldenkönig  
 Seinen Ruhm und auch sein Gattenglück,  
 Und jetzt schwillt der Haß in seinem Herzen;  
 Denn er hat es wahrlich nicht vergessen,  
 Daß er selber einst vergeblich warb  
 Um die Hand der schönen Fürstentochter.  
 Und auf boshaft giftge Worte sinnt er,  
 Zu vergelten Alboins stolze Rede.  
 Tückisch blinzeln seine kleinen Augen,  
 Als er jetzt Besorgniß heuchelnd spricht:  
 „Wahrlich, Alboin, der junge Barde  
 Weiß zu singen, wie mit Feuervorten.  
 Jüngst schon traf ich ihn im Belt der Fürstin  
 Und mir schien's, als lauschte Rosamunde  
 Schier zu eifrig seinem süßen Sange.  
 Hätte ich ein Weib, so schön wie Deines  
 Und 'nen Varden, jung und schön wie diesen,  
 Hielt ich's räthlich wohl, sie von einander  
 Fern zu halten; denn ein Weiberherz  
 Ist ein launisch, wetterwendisch Ding.“ —  
 Ruhig stolz erwidert drauf der König:  
 „Guter Freund, wenn ich Apratin wäre  
 „Könnt ich freilich solche Sorgen hegen,

„Aber ich bin König Alboin —  
 „Und es nennt mein Weib sich Rosamunde.“ —  
 Heiser lacht der mißgeformte Necke  
 Und erhebt die schrille Stimme lauter:  
 „Stolze Sprache führst Du, großer König,  
 Doch mich wunderts, daß Du selbst auch heute  
 Dich so sicher fühlst vor Weiberlaunen,  
 Und so stolz auf Deine Gattin bist;  
 Denn gar seltsam will es mir doch scheinen,  
 Daß Dir heute Deine Königin  
 Nicht credenzen will den Siegesbecher,  
 Wie es Longobardensitte heischt.“  
 Zornig röthet sich die Stirn des Königs:  
 „Falsche Schlüsse zieht Dein Hirn, Apratin; —  
 Wenn die Königin dem Feste fernblieb,  
 Ist's geschehn, weil ich es so gewollt;  
 Denn mein Wille ist auch stets der ihre.“  
 „Möglich wohl,“ erwidert Zener hämisch,  
 „Da ihr Wille stets der Deine ist.  
 „Doch ich will's nicht tadeln, weiser Alboin;  
 „Weiß ich doch, Du hast wohl Grund genugsam  
 „Bart zu schonen Deines Weibes Launen,  
 „Denn der Schatten König Kühnemunds  
 „Steht noch dräuend, — ich vergaß es eben —  
 „Zwischen Alboin und Rosamunde.“ —  
 Wild empor fährt König Alboin  
 Und zum Schwerte greift die Rechte schon; —  
 Doch sich fassend, blickt er mit Verachtung

Auf den frechen ränkevollen Spötter  
 Und beginnt mit schwer verhaltuem Grimme:  
 „Nun, bei Wodan! ich verspürte Lust,  
 Dich hinab zu andern bleichen Schatten  
 In das Reich der finstern Hel zu senden.  
 Wenn ichs nicht gethan, so dank's dem Gastrecht,  
 Das den Longobarden heilig ist. —  
 Aber Euch, Ihr Helden, will ich heute  
 Wahrlich kundthun, daß ein Alboin  
 Dunkle Schatten nicht zu fürchten braucht,  
 Und verachten darf die Lästerungen,  
 Die sein Ehglück begeifern möchten.  
 Ferne Zeiten sollens noch verkünden,  
 Daß kein Weib auf dieser weiten Erde  
 Besser wahrte ihre treue Liebe,  
 Als das Weib des Königs Alboin. —  
 Agner, bringe mir den Schädelbecher,  
 Fülle ihn mit unserm besten Wein.  
 Und Du, Sindold, sag der Königin,  
 Daß ihr König ihrer hier bedarf.“  
 Zögernd geht der junge Mundschenk Agner,  
 Und der greise Waffenknecht des Königs  
 Spricht mit zitternd tiefbewegter Stimme:  
 „Alboin, mein großer Herr und König,  
 Wenn auch Alle schweigen, ich — ich kann's nicht.  
 O, versuche nicht die guten Götter!  
 Was sie gnädig Dir an Glück gewährten  
 Darfst Du selber frevelnd nicht zerstören.

Was Du sinnst, ich fühle, es ist Sünde.  
 Laß Dich warnen, Herr! der alte Sindold,  
 Der sein Lebelang stets treu Dir diente  
 Will nicht schauen mit den alten Augen,  
 Daß sein großer, heißgeliebter König  
 Sich der Götter Zorn herausbeschwört.“  
 Finster runzelt Alboin die Brauen:  
 „Kindisch wirst Du Alter, kindisch furchtsam,  
 Doch ich bin's noch nicht. Bei allen Göttern  
 Was ich fest beschlossen, wird vollführt.  
 Geh! Was weißt Du! Thu wie Dir geheißnen!“ —  
 Schier verzweifelt hörts der gute Alte,  
 Denn er weiß es, keine Worte mehr,  
 Nondern jetzt den starren Sinn des Königs  
 Und mit granddurchfurchtem Antlitz wankt er  
 Langsam durch die Reih'n der edlen Gäste.

---

Vor den König stellte Mundschent Agner  
 Schon den unheilvollen Schädelsbecher,  
 Als die Königin, mit holder Anmuth  
 Sich verneigend, vor den König tritt.  
 Bläß zwar ist ihr Antlitz, aber ruhig,  
 Stolz und königlich ist ihre Haltung.  
 Goldig schimmerd wallt des Haupthaars Fülle  
 Ihr herab vom Scheitel bis zur Hüfte,  
 Und wie Himmelssterne, milde leuchtend  
 Schauen ihre Augen auf zum Gatten.  
 Und mit lieblich weicher Stimme spricht sie:

„Alboin, mein König und Gebieter,  
 Gerne folgt ich immer Deinen Wünschen,  
 Heute aber, heute, — o Du weißt es,  
 Wär ich lieber fern dem Fest geblieben.  
 Wenn Du dennoch mich hierher beschieden,  
 Hattest sicher Du gewichtge Ursach  
 Dies zu thun und zögern durst ich nicht  
 Dein Gebot gehorsam zu erfüllen.  
 Weiß ich doch, mein königlicher Gatte  
 Hat noch nimmer seiner Rosamunde  
 Launisch jemals etwas abverlangt,  
 Was nicht billig wäre, gut und recht.“ —  
 Finster starrt der König vor sich nieder:  
 „Schlimm genug, wenn es Dir schwer geworden,  
 Einem leichterfüllten Wunsch zu folgen;  
 Denn was heute ich von Dir begehre,  
 Wird Dir schwerer fallen wohl als Alles,  
 Was Du je gethan für Deinen König.“ —  
 Bleicher noch ward Rosamundens Antlitz  
 Und sie spricht mit zitternd leiser Stimme:  
 „Rede, Alboin, rede! Was verlangest Du?  
 Nur ein schwaches Weib ist Deine Gattin,  
 Aber ihre Liebe macht sie stark.“  
 Stolz erglänzen Alboins dunkle Augen;  
 Lächelnd faßt er mit der starken Rechten  
 Rosamundens kleine, weiße Hand,  
 Und mit seiner vollen markigen Stimme,  
 Die ihr schon so oft das Herz bezaubert,

Redet er: „Wohlan, so höre mich:  
 „Sieh, die Länder, die ich mir erobert,  
 Preist der Mund manch länderkundger Sänger  
 Als die schönsten auf der weiten Erde;  
 Roth's Gold und schimmernde Juwelen  
 Liegen aufgehäuft in meinem Reichschatz,  
 Und die Herrn und Fürsten großer Reiche  
 Beugen willig sich vor meiner Macht.  
 Aber höher noch als Macht und Schätze,  
 Höher noch, als all mein Königreich,  
 Schätz' ich Dich, die herrlichste der Frauen,  
 Und ich könnte Alles, Alles missen,  
 Blieb mir eins allein nur, Deine Liebe!  
 Und die bleibt mir, dessen bin ich sicher,  
 Denn wir lieben, wie in Asgard's Höhen  
 Ewig junge, selge Götter lieben,  
 Stark und feurig und unwandelbar.  
 Doch Apratin hier, der giftge Neiding  
 Hat verdächtigt Deine Gattentreue  
 Und mit böshaft frechem Wort gelästert:  
 Nicht Dein Herr, nein, nur Dein Slave sei ich,  
 Weil ich immer noch befürchten müsse,  
 Daß der Schatten König Kühnemund's,  
 Deine Liebe leicht verdunkeln könne.  
 Nun, die Antwort, die ihm drauf gebührte,  
 Die erhielt er, und gar wenig kümmern  
 Könnte mich sein Reden und sein Denken,  
 Wüßt ich nicht, daß der Verläumdung Gifthrauch

Nur zu leicht auch reine Seelen ansteckt,  
 Bis sie nicht mehr unterscheiden können,  
 Was da Lüge und was Wahrheit ist. —  
 Du nur kannst das hindern, Rosamunde!  
 Liebst Du mich so heiß, wie ich Dich liebe,  
 So beweis' es meinen Helden heute  
 Und kredenze jenen Becher mir.“ —

Zäh zusammen zuckt die stolze Fürstin,  
 Tiefes Roth durchströmt ihr Stirn und Wangen,  
 Und dann wieder deckt ihr schönes Antlitz  
 Todtenblässe und die Lippen beben  
 Und die blauen Augen starren glanzlos  
 Auf den Becher hin, den fürchterlichen:  
 „Alboin, das kannst Du nimmer wollen,  
 Nicht verlangen kannst Du, großer König,  
 Daß sich also Dein Gemahl erniedrigt. —  
 Zu erhaben dünkt mich unsre Liebe,  
 Als daß schmutzige Verläumderworte  
 Sie erreichen können und besudeln. —  
 Freveln hieß es an den ewgen Göttern,  
 Freveln an dem stolzen Geist des Vaters,  
 Wollte ich sein theures Andenken  
 Also schänden, wie Du mir geboten.  
 O, ich kanns nicht fassen, Deine Worte  
 Hab ich sicherlich nur falsch gedeutet.  
 Alboin, mein guter Herr und König,  
 Sprich, Du kannst so schreckliches nicht wollen!“ —  
 Aber grimmig unterbricht sie Alboin:

„Doch, ich will's! Bei meinem Zorn, ich will's!  
 Also das war Deine heiße Liebe,  
 Die bereit war, Schwerstes zu vollbringen  
 Und vor blassen Schatten schon erbleicht?  
 Weib, ermanne Dich! Sieh, meine Helden  
 Schauen spöttisch schon auf ihren König,  
 Der zu stolz auf Deine Liebe war.  
 Rosamunde, hör, noch bitte ich,  
 Nimm den Becher und kredenz ihn mir.  
 Sonst — ich schwör es Dir bei allen Göttern  
 Werde ich Gehorsam mir erzwingen.“ —  
 Rosamunde wankt und bebend greift sie  
 Nach dem Herzen, das zu springen droht.  
 Da erhebt die Faust der grimme König  
 Wie zum Schlag — und sie, die stolze Fürstin  
 Bebt nicht länger. Kühn und königlich  
 Wächst empor die herrliche Gestalt.  
 Wild und stürmisch wogt der schöne Busen;  
 Haßerfüllte, unheimliche Blicke  
 Sprühen ihre Augen auf den König:  
 „Alboin, Dein Wille soll geschehen,  
 Doch verloren hast Du auch Dein Weib!“  
 Und mit fester Hand den Becher fassend  
 Führt sie finster ihn an ihre Lippen. —  
 Ob sie trank — kein Auge hats gesehen,  
 Doch sie schauderte — und weithin von sich  
 Schleudert sie das gräßliche Gefäß  
 Und verläßt mit stolzem Schritt die Halle. —



Dumpfes Schweigen lagert an der Tafel  
 Und nun fühlt erst Alboin, ernüchtert,  
 Wie abscheulich er sein Weib erniedrigt. —  
 Zäh empor aus finstrem Brüten fährt er  
 Und nicht achtend mehr der edlen Gäste,  
 Eilt er fort ins Schlafgemach der Fürstin.  
 Ach, zu spät — er findet sie nicht mehr. —  
 Ruhelos entschwand die Nacht dem König,  
 Ruhelos fand ihn der junge Tag.  
 Von den Boten, die er ausgesendet,  
 Brachte keiner ihm erwünschte Kunde,  
 Keiner bringt die Königin ihm wieder.  
 Ach, vergebens suchten seine Helden  
 Ihn zu warnen vor Verrath und Arglist  
 Des beleidigten Avarenhäuptlings  
 Und dem Zorne der Gepidensfürsten,  
 Die geheßt von Helmigi's, dem stolzen,  
 Tief die Schmach, die ihrer Fürstin wurde,  
 Mitempfinden und auf Rache sännen.  
 Sindold auch, der alte, fleht vergebens  
 Seinen König an, sich zu ermannen.  
 Grimmig weist er ihn, wie Alle, von sich;  
 Keinen will er sehen, Keinen sprechen,  
 Der nicht Kunde bringt von Rosamunde.  
 Nur mit seinen wilden Schmerzgedanken  
 Will er einsam düster Zwiesprach halten,  
 Raftlos nagt die Reue ihm am Herzen  
 Und wie Wahnsinn wüthet's ihm im Hirn.

Eins nur kann er fühlen noch und denken,  
 Eins nur hört er noch bei Nacht und Tage:  
 „„Alboin, Dein Wille soll geschehen,  
 Doch verloren hast Du auch Dein Weib.““ —

Sturmgepeitscht auf dunklen Schwingen nahte  
 Schon die dritte Nacht dem Ruhelosen;  
 Doch als endlich, seiner sich erbarmend  
 Ihm der Schlaf die müden Augen schloß,  
 Stiegen auf aus seiner bangen Seele  
 Grauenhafte, finstre Traumgestalten.  
 Lautlos auf, taucht Kühnemund, der König,  
 Ohne Haupt, mit blutbedecktem Kumpfe;  
 Seine Linke hält den Schädelbecher,  
 Den verhängnißvollen, doch die Rechte  
 Streckt er, furchtbar mahnend, himmelaufwärts.  
 Alboin will die Hand zur Abwehr heben,  
 Aber wie gelähmt sind alle Glieder. —  
 Nun entschwebt der schauerliche Schemen,  
 Doch es steigt vor dem entsetzten König  
 Plötzlich auf ein gräßlich Riesenweib.  
 Leichenfarben ist ihr Leib, der hagre  
 Und aus ihrem Todtenantlitz schauen  
 Glanzlos schwarze, fürchterliche Augen  
 Und mit tonlos tiefer Stimme spricht sie:

Erkennst Du, o König  
 Die rächende Hel?  
 Erkennst Du die Göttin

Des Todtenreichs?  
Sie kommt, sich zu weiden  
An Deinem Entsetzen  
Sie kommt Dich zu holen  
Hinab in ihr Reich. —

Viel mannhafte Recken  
Sandte Dein Schwert mir  
Doch flinke Valküren  
Raubten mir wieder  
Die Seelen der Helden  
Und trugen sie liebeich  
Nach Walhalla  
Zum Göttermahl.

Dich aber, König  
Kann keine mir rauben,  
Denn Du entweihstest  
In frevelnem Hochmuth  
Den Körper des Todten,  
Der mir gehörte.  
Und mir verfallen  
An Seele und Leib  
Bist Du auf ewig.

Die zürnenden Götter  
Sie wandten sich von Dir;  
Du hast Dir entfremdet  
Der Himmlischen Gunst.

Und nur Rosamunde noch  
 Könnte Dich wieder  
 Mit ihnen versöhnen,  
 Wenn sie vergiebt  
 Die erlittene Schmach.

Glaubst Du noch, Stolzer,  
 Sie könne vergeben?  
 Glaubst Du, es könne  
 Ein liebendes Weib  
 Jemals vergessen,  
 Daß der Geliebte  
 Sie herzlos beschimpft?  
 Nimmermehr! Nimmermehr!  
 Nein! Du bist mein!! —

Alboin sieht, es streckt die Fürchterliche  
 Ihre Knochenhände nach ihm aus  
 Und berührt schon fühlt er seine Schulter.  
 Grausen packt ihn und ein dumpfes Wehzen  
 Ringt sich mühsam auf aus seiner Brust.  
 Da erwacht er, — aber vor sich glaubt er  
 Immer noch zu sehn die Todesgöttin.  
 Immer noch mit glanzlos starren Augen  
 Schaut ihn an ein bleiches Frauenbild;  
 Doch nicht Hel mehr ist's, nein Rosamunde,  
 Die ihm zuruft: „Alboin, erwache!  
 Denn es kam die Stunde, die mich rächt.“ —

Und der König rafft sich auf vom Lager, —  
 Ha, Apratins hämisch Lachen hört er,  
 Und er sieht beim matten Schein der Lampe  
 Leise schleichend seinem Lager nahen  
 Helmigis auch, den Gepidenfürsten  
 Und den starken Riesen Peredeus.  
 Hastig tastend sucht die Hand des Königs  
 Nach dem Schwert, dem treuen, osterproben;  
 Doch verschwunden ist's von seiner Seite  
 Und durchbohrt von drei gewaltgen Speeren  
 Sinkt er todeswund zurück aufs Lager.

Gilg flohen längst die feigen Mörder;  
 Aber vor dem Lager König Alboins  
 Aniet sein Weib, die schöne Rosamunde:  
 „Alboin,“ flüstert sie, „mein Herr und König  
 Schau noch einmal mit den lieben Augen  
 Gütig auf zu Deinem armen Weibe,  
 Das, bethört von wilden Rachegeistern,  
 Dich verrathen hat an deine Feinde!  
 Einst wohl schwur ich es mit heiligen Eiden  
 Meinen Vater Kühnemund zu rächen,  
 Doch vergessen lehrte mich die Liebe,  
 Bis du selber ihren süßen Zauber  
 Fortgebannt aus meinem stolzen Herzen.  
 O seit jener fürchterlichen Stunde  
 Stand der Schatten meines todten Vaters  
 Furchtbar dräuend stets vor meinem Geiste,

Blutge Rache heischend und Vergeltung.  
 Aber wisse, was ich auch gethan,  
 Nimmer doch vermochte meine Seele  
 Loszureißen sich von Dir, Geliebter.  
 O, ich fühle, daß ich nimmer, nimmer  
 Weiter leben könne ohne Dich.  
 Darum kam ich, um mit Dir zu sterben. —  
 Sieh, vergiftet liegt zu Deinen Füßen  
 Rosamunde, Dein unselig Weib.  
 Alhoin, rede, kannst Du mir verzeihn?“ —

Nicht zu reden mehr vermag der König;  
 Doch sein Blick sucht die geliebte Gattin,  
 Und die Hand, die in der ihren ruht,  
 Gibt durch leisen Druck beredte Antwort. —



### Der Meistertrunk.

---

Vor Rothenburg an der Tauber stand  
Der Tilly mit seinem Heere  
Und hatte Boten hineingesandt,  
Die drohten mit Blünderung, Mord und Brand,  
Wenn man ihm Einlaß verwehre.

Es saßen die weisen Herrn vom Rath  
Beisammen gar sehr bekümmert.  
Die schlimme Botschaft drückte sie schwer;  
Sie wußten sich nimmer zu rathen mehr  
Und haben gestöhnt und gewimmert.

Allein Altbürgermeister Rusch,  
Der kam aus dem Rathhauskeller;  
Dort trank er manchen Tropfen gut,  
D'rum hatte er fröhlich frischen Muth  
Und schaute die Dinge heller.

„Mich dünkt,“ begann er, „werthe Herrn  
 Dem Schweden schworen wir Treue.  
 Was ich beschworen, das halt ich auch,  
 Und kennet hier einer and'ren Brauch,  
 Der wahre sich wohl vor Reue.

Die Stadt hat noch Mauern fest und stark  
 Und Pulver genung und Kanonen.  
 Drum sendet die Boten zurück zur Stund'  
 Und thut dem wüthigen Tilly kund,  
 Daß Männer in Rothenburg wohnen.

Und als die Herren im Rathhausfaal  
 Die mannhafte Worte vernommen,  
 Da schöpften sie Muth, da faßten sie Halt,  
 Da haben die Boten des Tilly alsbald  
 Den rechten Bescheid bekommen.

Doch schon am andern Tage galt  
 Kein Reden mehr und Rathen;  
 Es sandten die Tillyschen voll Verdruß  
 Nach Rothenburg hin manch schlimmen Gruß  
 Mit Bomben und Granaten.

Drei Tage lang gab es hin und her  
 Ein dröhnendes Kugeltanzen;  
 Doch in der folgenden dunklen Nacht,  
 Erstürmten die Feinde mit Uebermacht  
 Die Rothenburger Schanzen.

Da warf sich Herr Rusch mit dem ganzen Rath  
Dem grimmigem Feldherrn zu Füßen:  
„Herr Tilly, es fleht der Rath euch an,  
Was wir gerathen, was wir gethan,  
D laßt es die Stadt nicht büßen.“

Da lachte der Tilly höhniſch auf:  
„Ha! Nehmt mir die Herren gefangen, —  
Und morgen halt ich gerecht Gericht;  
Die ſämmtlichen Bürger hänge ich nicht,  
Der Rath aber, der ſoll hangen!“

Am anderen Tage bei Sonnenschein  
Gab's luſtiges Bankettiren;  
Dort oben im großen Rathhausſaal  
Saß Feldherr Tilly bei leckerem Mahl  
Mit ſämmtlichen Offizieren.

Dicht vor dem Platz des Feldherrn ſtand  
Ein gar gewaltiger Humpen;  
An 12 bis 13 Schoppen Wein,  
Die mochten wohl nöthig geweſen ſein,  
Biß oben ihn vollzupumpen.

Und ſtaunend hörte Herr Tilly bald,  
Es gehe die ſeltſame Sage,  
Herr Rusch, der Bürgermeiſter werth,  
Der habe die's Maßlein ſchon oft geleert  
Bei fröhlichem Feſtgelage.

„Sm,“ sagte Herr Tilly, „daß möchte ich sehn;  
 Ich kann mir das Ding nicht denken.  
 Schafft her den Herrn und leert er den Krug  
 Mit einem einzigen großen Zug,  
 So will ich das Leben ihm schenken.“

Und als man Herrn Nusch herbeigebracht  
 Und ihm den Ausspruch gedeutet,  
 Da sprach er bedächtig: „Ich bin nicht mehr jung  
 Drum deucht mir, Herr Tilly, gefährlich der Trunk,  
 Zu dem ihr mich heute verleitet.“

Doch denke ich, daß ich den Gumpen wohl  
 Mit einem Zuge noch leere;  
 Nur wollet auch gnädig den Rathsherrn sein;  
 Denn sollte ich retten mein Leben allein,  
 Das brächte mir wenig Ehre.“

„Nun wohl denn,“ sprach Tilly gut gelaunt —  
 — Und hin auf den Gumpen weist er —  
 „Wenn ihr den Meistertrunk vollführt,  
 Dann sei auch der ganze Rath salvirt.  
 Nun trinket Herr Bürgermeister!“

Da hatte Herr Nusch gar frohen Muth  
 Und nahm sich den Gumpen, den vollen,  
 Und setzte ihn kühnlich an den Mund  
 Und ließ behaglich durch seinen Schlund  
 Den Rheinwein hinunterrollen.

Und als er den Humpen abgesetzt,  
 Da war kein Tropfen mehr drinnen.  
 So brachte Herr Rusch sein Stücklein durch  
 Auf daß die Rathsherrn von Rothenburg  
 Mit ihm das Leben gewinnen.

Wohl war er balde nach solcher That  
 Als wie im Schweißte gebadet;  
 Doch giebt Frau Chronica uns Bericht:  
 „Sonst hat das furchtbare Trinken nicht  
 Dem wackeren Herrn geschadet.“

Die Rathsherrn aber, die wußten ihm  
 Nicht Dankes genug zu sagen  
 Und Freudengäßchen so heißt noch heut  
 Die Straße, durch welche ihn fröhliche Leut'  
 Mit Zauchzen nach Hause getragen.



### Balders Freiwerber.

Durch des Himmels Wolkenpforten  
Steigt hinab zur Erdenwelt  
Goldgerüstet, freundlich lächelnd  
Sonnenstrahl, der durst'ge Held:

„Geda Wirthshaus! Schöne Erde,  
Balder schickt mich, Dich zu frei'n;  
Müde bin ich von der Reise,  
Schenke mir zu trinken ein.“

Aber ach, die schöne Erde  
Schläft in einem Bett von Eis  
Und vor ihrer Thüre wachend,  
Hockt ein Riese alt und weiß.

Winterfrost, so heißt der alte  
Zauberkundige Galan,  
Der in Schlaf gebannt die Erde,  
Doch sie nimmer wecken kann.

Als Held Sonnenstrahl ihn anschaut  
 Mit dem Blick voll Licht und Gluth,  
 Fängt der Alte an zu blinzeln  
 Und ihm wird ganz weich zu Muth:

„Zieh in Frieden goldgelockter  
 Feuerblüt'ger Sonnensohn!  
 Todt ist längst die schöne Erde,  
 All' ihr Leben ist entflo'h'n.

Um die Schöne zu gewinnen,  
 Hab' ich sie in Schlaf gebannt;  
 Doch mein Zauber war zu kräftig  
 Und zu kalt war meine Hand.

Schau aus hellen Eiskrystallen  
 Hab ich ihr den Sarg gemacht  
 Und bei ihrer Leiche wachen  
 Will ich ewig Tag und Nacht.“

Aber Sonnenstrahl, der kühne  
 Hört ihn an und lacht dazu:  
 „Ja Du machst sie nicht lebendig  
 Winterfrost, du armer du.

Mir jedoch hat Balder selber  
 Seine Zauberkraft verliehn  
 Und mein Blick schafft neues Leben  
 Und mein Athem neues Blüh'n.“

Freudig hört's der alte Niese  
 Und sein Herze schneller schlägt;  
 Denn er fühlt es schon ganz deutlich,  
 Wie sich sacht die Erde regt.

Und er hört die Lerchen singen  
 Und auf Wiesen und auf Au'n  
 Sieht er schon manch fettes Gräschen  
 Scheu hinauf zum Himmel schau'n.

Und ein unbestimmt Erinnern  
 Ihm das alte Hirn durchbebt;  
 Ach ihm ist, als hätt' er einmal  
 Solchen Zauber schon erlebt.

Doch er grübelt d'rob nicht lange,  
 Weiß er doch zu dieser Frist,  
 Daß die Erde nicht gestorben,  
 Daß er selbst kein Mörder ist.

Ach, die alten Augen werden  
 Ihm vor tiefer Nührung naß  
 Und es weint der gute Alte,  
 Weint und weint ohn' Unterlaß.

Seine Freudenthränen rinnen  
 Unaufhaltfam mehr und mehr,  
 Bis er selber fortgeschmolzen  
 Scheint auf Nimmerwiederkehr.

Doch aus blauem Himmel schwingt sich  
Balder nun in Götterpracht  
Und er küßt die schöne Erde  
Und der Zauber ist vollbracht.



Felix.

Der Felix schlich um Gretchens Haus  
 Und sah so scheu, so ängstlich aus,  
 Als hätte er Böses im Sinne.  
 Im nahen Walde aber sang  
 Ein lustiger Fink mit hellem Klang:  
 „Nur Muthigen lacht die Minne;  
 Wer magt gewinnt!“

Und rings auf üppigem Wiesengrund,  
 Da blühten viel Blümchen licht und bunt  
 Dem schüchternen Felix zu Füßen.  
 Und ihre Auglein im Morgenthau  
 Die blühten so schelmisch und lachten so schlau  
 Mit nicken und winken und grüßen:  
 „Wer magt gewinnt!“

Da hat sich der Felix rasch gebückt  
 Und hat einen duftigen Strauß gepflückt,  
 Den wollte er Gretchen bringen.

Da plötzlich sah er sie vor sich steh'n,  
 Fast wollten vor Schreck ihm die Sinne vergeh'n.  
 Doch zog ihm durch's Herze ein Klingen:  
 „Wer wagt gewinnt!“

Und als er ihr reichte die Blumen dann,  
 Da sah ihn schön Gretchen so freundlich an,  
 Daß ihm zu Muthе gewesen,  
 Als ständen in ihrem sonnigen Blick,  
 Ganz deutlich, verheißend viel wonniges Glück,  
 Die Zauberzeichen zu lesen:  
 „Wer wagt gewinnt!“

Da ward der Felix bald blaß, bald roth,  
 Nun mußte er reden, und wär's sein Tod.  
 Er hat sich nicht länger besonnen.  
 Bald ward es Fink und Blumen kund  
 Wie er von Gretchens rosigem Mund  
 Zulezt viel Küsse gewonnen.  
 Wer wagt gewinnt.



### Jung Knechtchen.

Jung Knechtchen ging in den grünen Wald,  
 Da hörte sie jauchzen und singen  
 Und Mädchen und Bursche sah sie bald  
 Gar lustig tanzen und springen.  
 Jung Knechtchens Herze, es pocht so laut,  
 Als sie den anderen zugehaut.

Da trat ein junger Bursch zu ihr  
 Mit Augen feck und helle:  
 „Jung Knechtchen komme und tanz' mit mir,  
 Heut bin ich dein Geselle.“  
 Jung Knechtchen, hast du es wohl bedacht,  
 Das Tanzen hat manche zu Fall gebracht! —

Jung Knechtchen dachte gewiß nicht d'ran;  
 Sie dachte nur an das eine:  
 „Jetzt tanzt der allerschönste Mann  
 Mit mir, mit mir alleine.“  
 Jung Knechtchen behüte dein Herze fein,  
 Sonst wird es gar halbe verzaubert sein. —

Die Nacht brach an und Reigen und Sang  
 War längst, schon längst verklungen;  
 Da gingen noch zweie den Wald entlang  
 Und hielten sich fest umschlungen.  
 Jung Kennchen, du hast gar heißes Blut,  
 Das Küssen im Dunkeln, es thut nicht gut.

Zwei Jahre gingen darüber hin;  
 Jung Kennchen erkennt man kaum wieder.  
 Blaß ist ihr Antlitz und ernst ihr Sinn  
 Und hager die üppigen Glieder.  
 Ihr Blick nur leuchtet hell und warm  
 Herab auf das Kind in ihrem Arm.

Und als sie kam in den Wald hinein  
 Da hat sie leise gesprochen:  
 „Hier hat er geschworen mir treu zu sein,  
 Der mir die Treue gebrochen.  
 Wie rasch entschwandest du selige Zeit!  
 Wie kurz war die Wonne, wie lange das Leid!

Doch wäre ich heute jung Kennchen noch  
 Und käme derselbe Geselle,  
 Ich würde ihn herzen und küssen doch;  
 Ich wäre sein eigen zur Stelle,  
 Und müßte mein Herz auch noch ein Mal  
 Erdulden die ganze unsägliche Qual.“



Lebensregel.

Aus flücht'gen Augenblicken baut  
Sich auf das ganze Leben,  
Und wer der Zukunft nur vertraut  
Dem wird es wenig geben.

Nur was die Gegenwart gewährt  
Wird voll und ganz empfunden.  
Dies hat das Leben mich gelehrt  
In vielen guten Stunden.

Der Gott, der mir die Kraft verleiht  
Zu schaffen und zu streben,  
Hat auch die kleinste Spanne Zeit  
Mir nicht umsonst gegeben.

Doch Streben ohne Lebensmuth  
Wird bald, ja bald erschlaffen.  
Und Schaffen ohne Herzensgluth,  
Bleibt nur ein halbes Schaffen.

Drum was der Himmel 'über mich  
An Wonnen hat ergossen,  
Das habe ohne Säumen ich  
Durchlebt und frisch genossen.

Es soll mein Geist nie müßig sein  
Und nie mein Herz erkalten  
So lang ich leb', will ich bereu'n,  
Wo anders ich's gehalten.

Und soll auch mir einst Noth und Leid  
Den Lebensweg verdunkeln,  
Wird noch die Lust vergangner Zeit  
Mir licht im Herzen funkeln.



Der Liebsten.

Wie der Champagner  
 Im blinkenden Glase  
 Leuchtende Perlen  
 Aufsteigen läßt,  
 Steigen, o Liebste  
 In deinem Köpfchen  
 Ewig wechselnde  
 Blitzgedanken  
 Unaufhörlich  
 In die Höhe.  
 Und wie Champagner,  
 Beim leisesten Anstoß,  
 Braust deine Seele  
 Schäumend empor.  
 Aber ich preise  
 Die leichte Gährung.  
 Süß, wie der perlende  
 Goldene Schaumwein

Schmecken, o Liebste  
Die feurigen Küsse,  
Die Du mir spendest  
Zur Versöhnung. —



Im März.

---

Die Wunder, die mir die Fremde bot  
Sie sind verblaßt allmählig.  
Zerbrochen hab' ich den Wanderstab;  
Was mir an Wonnen die Heimath gab,  
Macht mich für immer seelig.

Nur wenn im März hier Schnee und Eis  
Allmählig fachte verschwindet,  
Und wenn aus Wolken, schwer und fahl  
Ein erster wärmender Sonnenstrahl  
Mir baldigen Frühling verkündet, —

Dann sonniger Sünden denke ich dein  
Und träume von alten Zeiten.  
Dann regt sich leise in meiner Brust  
Die alte wonnige Wanderlust  
Und will mich zu dir geleiten.

Doch all' der Zauber kann nicht mehr  
Mich fort von hier bewegen.  
Zu lieb ist mir mein eigen Haus,  
Nur meine Gedanken ziehen hinaus  
Dem nahenden Frühling entgegen.



Ein Frühlingsmorgen.

Weichwarme Frühlingsluft  
Weht durch die Hecken.  
Vogelsang, Weichenduft,  
Kam, uns zu wecken.

Saatengrün, Sonnenschein!  
Lenzfrische Geister  
Dringen durch's Fenster ein  
Dreister und dreister.

Lenzeslust, Lenzesglück  
Strömt auf uns nieder.  
Liebste dein lichter Blick  
Spiegelt sie wieder.

Lenzeslust, Lenzesglück  
Blieben d'rin hängen  
Liebste dein lichter Blick  
Hat sie gefangen.

Und all' der Sonnenschein  
Hat mein sein müssen;  
Denn von den Augen dein  
Durst' ich ihn küssen.

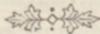


Waldlied.

In Waldeschatten, auf schwellendem Moos,  
Wie läßt sich's so lieblich träumen,  
Wenn zwischen der Wipfel dunkelstem Grün  
Die leuchtenden Wölkchen vorüberziehn,  
Auf tiefblauen Himmelsräumen.

Wenn's rings dann duftet und flüstert und rauscht  
In Tannen und Birken und Föhren,  
Dann mein ich tief innen im Gemüth,  
Nachklingend ein zaubergewaltiges Lied  
Boll himmlischer Wonnen zu hören.

Mir ist, als könnte die Seele dann  
Geheimste Dinge erlauschen,  
Und oftmals will es mich dünken schier,  
Daß Erde und Himmel mitammen hier  
Biel seelige Küsse tauschen.



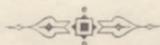
Aus meinen Hefeljahren.

Ich weiß nicht, was mit mir geschehn.  
 Ich glaub' mir liegt's im Blut.  
 Mir schien die Welt noch nie so schön,  
 Noch nie so froh mein Muth.  
 Es jauchzt in meiner Seele laut:  
 „Ich bin ein Mann, ein Mann!  
 Mit holden Mädchenaugen schaut  
 Die ganze Welt mich an.“

Die grauen Wolken, das grüne Meer,  
 Des Flußes braune Fluth,  
 Sie strahlen aus, rings um mich her,  
 Geheimnißvolle Gluth.  
 Und wenn der Himmel prächtig blaut,  
 Denk' ich erst recht, daran,  
 Mit holden Mädchenaugen schaut  
 Die ganze Welt mich an.

Wem gebe ich, oh schwere Wahl  
Mein armes Herze hin?  
Die schönen Mädchen allzumal  
Berücken mir den Sinn.  
Mich fesselt jede lieb und traut  
In ihren Zauberbann.  
Mit holden Mädchenaugen schaut  
Die ganze Welt mich an.

„Doch was das schlimmste ist dabei  
Kommt eine mir zu nah,  
Dann steh' ich blöde, stumm und scheu,  
Als wie ein Dummkopf da.  
Dann pocht mein Herz so überlaut,  
Daß ich nur denken kann:  
„Mit holden Mädchenaugen schaut  
Die ganze Welt mich an.“



Der Tanz.

Lieblieh sich wiegen,  
Schweben und fliegen  
Auf rhythmischen Tönen,  
Wenn in den Arm mir  
Reizende Schönen  
Schüchtern sich schmiegen:  
Sagt mir, wo giebt es  
Ein holder Vergnügen.

Freier und schneller,  
Leichter und heller  
Schlagen die Herzen.  
Ringsum erklingt bald  
Lachen und Scherzen.  
Kräftiger regt sich  
Fühlen und Denken;  
Alles bewegt sich.

Leuchtender glühen,  
 Rosiger blühen  
 Augen und Wangen,  
 Wenn sich die Blicke  
 Suchen und fangen.  
 Wenn sich die Seelen  
 Heimlich gestehen,  
 Wen sie erwählen.

Und wenn dann schweigen  
 Flöten und Geigen,  
 Hört man die Mädchen  
 Flüstern und kichern  
 Wie schnurrende Mädchen;  
 Aber die Knaben  
 Preisen dann durstig  
 Auch Bacchus Gaben.

Jugend, du fröhliche,  
 Sorglose, heilige!  
 Wenn dir die Alten  
 Den wirbelnden Reigen  
 Lächerlich schalten, —  
 Sind diese bösen  
 Tanzesverächter  
 Nie jung gewesen.



### Auf der Düne.

Liebchen grollte und stumm und besangen  
Sind wir hinaus auf die Düne gegangen.  
Heimlich bewegte Wald und Meer,  
Schien mir, selbiges Liebesverlangen.

Säuselnde Lüftchen, von Fichtenduft schwer,  
Hoben und senkten sich um uns her;  
Goldener Sonnenschein lagerte helle  
Ueber dem Land und dem träumenden Meer.

„Liebste zieh nur, wie Welle um Welle  
Schmeichelnd und kosend in leichtem Gerölle  
Spielt mit dem blitzenden Dünenand,  
Küsse wechselnd heimlich und schnelle.

Sollte man's glauben, daß Meer und Land  
Wieder sich liebend zusammenand?  
Gestern noch, schien es, auf beiden Seiten,  
War das Verhältniß gar arg gespannt.

Ach seit alten, uralten Zeiten  
Wissen die beiden gar herzlich zu streiten;  
Aber sie lieben so dauerhaft,  
Daß dergleichen nichts hat zu bedeuten.

Gestern noch hatten mit dräuender Kraft  
Schäumende Wogen empor sich gerafft  
Und durch den Wald klang Aechzen und Toben  
Wilder unbändiger Leidenschaft. —

Gestern standen auch wir hier oben  
Und der Sturm der sich rings erhoben  
Drang auch in unsere Seelen hinein,  
Hatte auch unsre Gemüther umwoben.

Doch, wenn wir stritten o Liebchen fein,  
War es doch sicher nur deshalb allein,  
Weil es so süß' ist, sich wieder vertragen  
Weil es so schön ist, zu verzeihn.

Brauchst nur die Augen aufzuschlagen  
Liebchen und Meer und Land zu fragen,  
Warum beides so sonnig lacht  
Und sie werden dasselbe dir sagen.

Was auch gestern den Sturm entfacht,  
Wohl vergaßen sie's über Nacht;  
Haben sich alles, alles vergeben,  
Weil das Vergeben so glücklich macht.

Also sprach ich und mit Beben  
Sah ich Liebchen den Blick erheben  
Und als ich faßte die kleine Hand  
Ließ sie's geschehn ohn' Widerstreben.

Und das lachende sonnige Land  
Und die blinkenden Wellen am Strand  
Haben es sicher bemerkt und gesehen  
Wie ihr Beispiel Nachahmung fand.





Rings umrahmt von den dunkelen, Laubwald bewachsenen  
Höhen.

Alle die üppigen Wiesen, die wogenden Felder erschau ich,  
Wie sie, umflossen von Sonnenglanz, freundlich den  
Wanderer grüßten.

Vielfach gewunden dazwischen leuchtet der saubere Wiesweg  
Und von dem höchsten der Hügel schaut friedlich ein  
Kirchlein herüber.

Zierliche Birken und Eschen und dunkle Tannen und  
Erlen,

Wandeln, so scheint es, vergnüglich in traulichen Grup-  
pen thalabwärts,

Um sich dort unten zu schaaren, geheimnißvoll rauschend  
und flüsternd,

Dicht um die lustige Amath, die klar und stille da-  
hinfließt,

Munter im Bette, dem steinigen, spielend mit kleinen  
Forellen

Und auch rastend mitunter an breiteren tieferen Stellen,  
Wo sich die Büsche verneigen vor ihr und sie küssen  
mit Anmuth,

Oder wo schattige Tannen ihr schaurige Märchen erzählen  
Und wo die Wasser-Ros' träumend sich wiegt auf den  
dunkelen Fluthen.

Dort auch geschah es, daß mir begegnet ein liebliches  
Wunder.

Ahnungslos ging ich dahin mit der Gattin am buschigen  
Ufer.

Da, ganz plötzlich, vernahmen wir munteres Scherzen  
 und Lachen  
 Und, als ich hinsah, erblickt' ich am Wasser zwei nied-  
 liche Nymphen,  
 Die, sich vom Bade erholend, dort ruhten auf blumigem  
 Rasen.  
 Weiße Gewandung verhüllte nur leicht die schlanken  
 Gestalten  
 Und ihr blondes Gelocke erglänzte wie Gold in der  
 Sonne.  
 Wie durch Zauber gebannt blieb ich stehn bei dem lieb-  
 lichen Anblick.  
 Rasch jedoch zog mich die weisere Gattin vorbei an der  
 Dichtung;  
 Denn zu gefährlich erschien ihr die anmuthig holde  
 Erscheinung.  
 Später versuchte die Schlaue mir wohl zu beweisen mit  
 Klarheit,  
 Daß ich nur sterbliche Menschen erschaute am Ufer  
 der Amath;  
 Aber ich glaube nicht dran, ich glaube an himmlische  
 Nymphen;  
 Schwinge nun auf dich, o Muse, zu fröhlichem Fluge  
 nach Schuzen,  
 Daß du es selber erschauen magst, wie ich berichtet  
 nur Wahrheit.  
 Grüße die Wälder, die Fluren und alle die Menschen,  
 die lieben,

Die uns dort gastlich beherbergt und wunderbar fröh-  
lich gestimmt uns.  
Grüß' mir Schloß Schujen und grüß' mir des Cicero  
freundliches Pfarrhaus.  
Aber vor allem vergiß nicht die reizenden Nymphen  
der Amath.



Text zu einem Lied ohne Worte von Hiller.

Aus den vermischten Clavierstücken op. 66, 2tes Heft.

Oft erfaßt uns tiefes Bangen  
Wenn das letzte Grün verdirbt,  
Wenn vom Winterhauch umfangen  
Alles Schöne elend stirbt.

Was da blüht und lebt auf Erden  
Muß verwelken und vergehn,  
Muß zu Staub und Asche werden,  
Um verjüngt aufzuerstehn.

Siegreich dringt die Frühlingssonne  
In der Gräber finstre Nacht,  
Bis sie neue Lebenswonne,  
Neues Blühen hat entfacht.

Wenn sich neu die Form entfaltet,  
Kann der Geist in nichts verwehn?  
Nein, der Geist, der in uns waltet,  
Kann die Ewigkeit verstehn.



Beim Tode eines kleinen Mädchens.

Bald schmückt die alte Erde  
 Sich neu mit lenzgrünem Kleid  
 Und läßt viel Blumen sprießen  
 Wohl über manch altes Leid.  
 Doch dich, du süße Kleine  
 Mit dem lieblichen Blumengesicht,  
 Mit den sonnigen großen Augen,  
 Dich gönnte die Erde uns nicht.

Sie wollte weich dich betten  
 In ihren eignen Schooß,  
 Weil sie dich gar zu lieb hat  
 Reiß sie dich von uns los.  
 Bald ruhst du wohl geborgen  
 In ihrem treuen Arm.  
 Du solltest nimmer erfahren,  
 Was Noth ist, Leid und Harm.

Doch wenn auf deinem Grabe  
Manch buntes Blümchen blüht  
Und wenn die Lerchen singen  
Ihr Auferstehungslied,  
Dann zieht auch deine Seele  
Hinaus in den Sonnenschein  
Und wird die Lieben trösten,  
Die treu gedenken dein.



### Trinklied.

So mancher sieht nur Noth und Dual  
Und macht die Welt zum Jammerthal  
Und denkt nur Abgeschmacktes.  
Woher das kommt? Ich sag es dreist:  
Es trinkt der Mensch zu wenig meist  
Und ißt zu viel Compactes.

Das nimmt ihm allen frohen Muth,  
Das schafft ihm dickes, schweres Blut  
Und läßt sein Herz verstocken.  
Ein Mensch, der seinen Durst verkennt,  
Ist wie ein Docht, der trübe brennt  
Und qualmt, wenn er zu trocken.

Wer dieser Wahrheit sich verschließt  
Und sich nichts auf die Lampe gießt  
In jeder durst'gen Stunde,  
Der wandelt bald in Dunkelheit  
Und geht in Trockenheit und Leid  
Elendiglich zu Grunde.

Es würde niemand Pessimist,  
Wenn jeder brav zu trinken wüßt,  
Was doch so leicht, so leicht ist.  
Es ist das feuchte Element,  
Das, was den Geist vom Staube trennt;  
D'rum lebe hoch, was feucht ist.



Ceres.

„Ceres, du liebliche, undankbar dünkt mich die  
Menschheit,

Wenn sie behauptet, daß Gerstenjaft schlechter, wie  
Wein sei.

Freilich, es priesen die Becher der Alten nur Bacchus,  
Weil sie seit Noah schon wußten, daß Traubenblut  
fein sei;

Aber, nicht kennend die Geister der goldenen Kornfrucht,  
Wußten sie nur, daß sie nützlich zum Futtern allein sei.  
Hätte man damals getrunken schon schäumenden Bierstoff  
Und es erfahren, welch' flüssiges Feuer darein sei,  
Hätte Anakrion selber verkündet der Welt schon,  
Daß ein bezaubernd Getränke, oh Herrliche, dein sei.  
Da aber nimmer dergleichen gesehen, so meint man,  
Daß es nicht classisch genug, nicht gebildet und fein sei,  
Wenn man im Liede verherrlicht die kräftige Labfal.

Mich aber dünkt es, daß solches Bedenken gar klein sei.  
Ceres, dein Gerstenblut preis ich als göttlichen Nektar,  
Den du gegeben, daß geistig verschönt unser Sein sei.

Gnädig den weinlosen Nordländer schüttest du Göttin,  
Daß auch dem Durstigsten nimmermehr Durst eine  
Wein sei.

Hoch zwar schätze ich Bacchus, doch Ceres, dich lieb ich.  
Denke auch mancher, daß dieser Geschmack recht ge-  
mein sei,

Nimmer zu hindern vermag ich's und sage es jedem,  
Daß mir dein Göttertrank, Ceres, meist lieber, als  
Wein sei.



### Gerstensaft.

Du fröhlich schäumendes Gerstenblut,  
Du Urtrank der Germanen,  
Dir sind wir von ganzer Seele gut;  
Einst war der Geist, der in dir ruht,  
Ein Schutzgeist unsern Ahnen.

Bei süßen Weinen voll südlicher Gluth  
Wären sie elend verdorben.  
Die alten Germanen tranken zu gut;  
Sie wären bei ihrem durstigen Muth  
Wohl alle als Säufer gestorben.

Du aber hast dich stets bewährt  
An Ritter, wie Bürger und Bauer.  
Du hast den Alten das Leben verklärt,  
Du hast sie erheitert, gestärkt und genährt  
In Zeiten der Lust und der Trauer.

Du lebest mit ihnen viel hundert Jahr  
Und sahst sie was Tüchtiges werden  
Und als du dann gefreiet gar  
Jung Hopfenblüthe, das Fräulein rar,  
Da wurdest du mächtig auf Erden.

Ein stolzer Erobrer zogst du ein  
In alle Länder und Zonen.  
Die Schnäpse kriegst du mählich klein,  
Schon zittert selbst der König Wein  
Für seine treuesten Nationen.

Doch nur wo deutsche Sprache klingt,  
Dort schätzen dich recht die Leute.  
Wo deutsches Lied zum Herzen dringt,  
Wo deutscher Geist nach Fortschritt ringt,  
Dort bist du zu Hause noch heute.



Trinklied.

Ihr Brüder, seid ihr stark und jung,  
 So schweigt von kleinen Sorgen;  
 Erblühet doch auch Lust genug  
 Uns neu mit jedem Morgen.  
 Das, was uns quält, vergessen wir  
 Im trauten Becherkreise.  
 Bei rothem Wein und goldnem Bier  
 Klingt lustig unsre Weise:  
 „Schenkt ein, trinkt aus, schenkt wieder ein!  
 Wer trinken kann, soll seelig sein!“

Wer noch sein junges Leben liebt,  
 Der laß' sich's nicht verschwärzen,  
 So lang es Malz und Neben giebt  
 Und treue Freundesherzen.  
 Und wer da krank ist, hoffe kühn  
 Von neuem zu gesunden.  
 Es hat uns Noah und Gambrin  
 Die Heiltränklein erfunden:  
 „Schenkt ein, trinkt aus, schenkt wieder ein!  
 Wer trinken kann, soll seelig sein!“

Trägt einer aber tiefes Leid,  
 Das nichts vermag zu heilen,  
 Dann Brüder alle seid bereit,  
 Den Schmerz mit ihm zu theilen.  
 Geht, tröstet ihn und macht ihm Muth,  
 Sich von dem Leid zu trennen;  
 Und in der Freundschaft heil'ger Gluth  
 Wirds endlich doch verbrennen.  
 „Schenkt ein, trinkt aus, schenkt wieder ein,  
 Wer trinken kann, soll selig sein!“

Und fällt uns einst der blasse Tod,  
 Muß jeder sich ihm beugen;  
 Doch unsres Durstes schwere Noth  
 Soll keiner ihm verschweigen.  
 Dann wird der brave Sensenmann  
 Uns sicher dahin bringen,  
 Wo man was Gutes trinken kann;  
 Beim Lethe soll's dann klingen:  
 „Schenk ein den letzten Trunk, schenk ein!  
 Wer trinken kann, soll selig sein!“



Champagner.

Perlender Schaumwein!  
Nimmer vergebens  
Dringt in das Traumsein  
Stockenden Lebens  
Heiter dein Geist,  
Der aus den Banden  
Der Sorge uns reißt.

Von der Champagne  
Gesegneten Gauen,  
Von ihrem Himmel,  
Dem klaren, dem blauen  
Singst du ein Lied,  
Das durch die Seelen  
Wie Sonnenschein zieht.

Dort, in der Heimath  
An üppigen Reben  
Trank deine Traube  
Sprudelndes Leben.

Goldener Wein,  
Sonnige Geister  
Sogst du dort ein.

Was du empfangen  
An flüssigen Gluthen,  
Läßt du für uns jetzt  
Freudig verbluten.  
Gibst uns dahin,  
Kind der Champagne,  
Den heiteren Sinn.

Seelig Beginnen,  
Seeliges Sterben.  
Geister gewinnen  
Und Geister vererben.  
Tief in dir glüht,  
Perlender Schaumwein,  
Dichtergemüth.



Rheinwein.

Goldenes Rebenblut vom Rhein,  
 An deiner Wiege, der wogenumwallten  
 Raunen rastlos die Nixen und Neken  
 Wunderfame gewaltige Weisen.  
 Sie fingen von alten stolzen Geschlechtern  
 Von hohen Helden und heiteren Sängern,  
 Von minnigen Maiden und machtvollen Frau'n,  
 Die dort gelebt und geliebt und gelitten,  
 Und alte Wunder rufen sie wach.  
 Dann recken die Rebenranken die Köpfelein  
 Und lauschen lautlos den lockenden Sang.  
 Dann saugen sie seelig mit allen Sinnen  
 In durstigen Zügen den Zauber ein,  
 Und fester senken sie in den Felsgrund  
 Tiefer und tiefer die treibende Wurzel  
 Und tragen empor zur schwellenden Traube  
 Die schimmernden Schätze, die drunten schlafen.  
 Dort unten im Grunde des alten Rheins  
 Ruhet noch immer das rothe Rheingold;

Aber in funkelndes, flüssiges Feuer  
 Ward es verwandelt durch liebliches Wunder  
 Und schaffet nicht Unheil mehr noch Schaden.  
 In dir, du Rheinisches Nebenblut,  
 Glühst und glänzt es geklärt und vergeistigt  
 Und bezaubert uns seelige Zecher.



Moselblümchen.

**M**oselblümchen!  
 Lieblich leuchtend  
 Wie flüssiges Mondlicht  
 Blickst du mich an.  
 Nicht sprühenden Geist,  
 Noch berauschesndes Feuer  
 Weißt du zu spenden.  
 Doch über dir schwebt  
 Ein zarter, duft'ger,  
 Poetischer Hauch;  
 Dein Kindergemüth  
 Virgt heimlichen Zauber,  
 Der leise, doch sicher  
 Die Herzen der Zecher  
 Behaglich erwärmt  
 Und dir gewinnt.



Grüneberger.

Auch du, verläumdetes Schlesiervind,  
Entstammst dem stolzen Geschlechte der Reben,  
Und bist du auch nicht so süß und lind  
Und feurig, wie deine Schwestern sind,  
So zeigt du doch gährendes Leben.

Und eines sogar voraus hast du  
Vor sämtlichen Weinen auf Erden.  
Du hast das meiste Talent dazu,  
Ganz ungekünstelt, in aller Ruh  
Ein tüchtiger Essig zu werden.



## Ein feuchtes Lied zum Preise der Trockenheit

nach der Melodie: Mich ergreift ich weiß nicht wie.

Brüder feucht bis auf den Grund  
Haltet euch die Seele,  
Daß der nöthige Humor  
Nie darinnen fehle.  
Ohne ihn, das glaubt mir nur,  
Sind wir arme Wichte  
Und das Leben schauen wir  
Nie im rechten Lichte.

Doch das Trockne laßt uns auch  
Nicht heruntersetzen;  
Denn das Trockne lehrt uns erst  
Recht das Feuchte schätzen.  
Auch bei'm feuchtesten Humor  
Sind wir schlecht berathen,  
Wenn uns trockner Ernst gebriecht,  
Wo es gilt zu thaten.

Trocken, seht, ist auch die Gluth  
Unsrer lieben Sonnen;  
Doch im Feuchten schafft sie stets  
Frische Lebenswonnen.  
Nur der dürrn Wüstenei  
Bringt sie Noth und Qualen;  
Wo sie nichts zu trinken kriegt,  
Weiß sie schlecht zu zahlen.

Wär' dagegen flüssig nur  
Alles auf der Erden,  
Würden wir wohl allzumal  
Stumme Fische werden.  
Und bestände auch dies Raß  
Aus Champagner-Fluthen;  
Jedem wäre das zulezt  
Doch zuviel des Guten.

Ach, und schönen ächten Durst  
Könnt es gar nicht geben,  
Niese nicht die Trockenheit  
Solchen Durst in's Leben.  
Darum, darum schon allein,  
Läßt sich's nicht bestreiten:  
Nöthig sind im Schöpfungsplan  
Auch die Trockenheiten.

Laßt uns denn das rechte Maaß  
Suchen stets und finden,  
Feuchtigkeit mit Trockenheit  
Nichtig zu verbinden.  
So nur kann ein jeder sich  
Schützen vor Gefahrde,  
Daß er nie versumpfen mag,  
Noch zu trocken werde.



Tafel-Lied zum Stiftungs-Tag der Rigaer  
Liedertafel 1878.

O Riga, theure Vaterstadt,  
Was ist's, was dir gewahret hat,  
Den treuen Bürgersinn zumeist,  
Der stark noch heute in uns kreist  
Und stets den rechten Weg uns weist?  
Das ist der deutsche Geist, der deutsche Geist!

Was läßt uns glühen immerdar  
Für das, was gut ist, schön und wahr?  
Was treibt uns froh zu Spiel und Scherz?  
Was giebt uns Muth in Leid und Schmerz?  
Was macht uns standhaft allerwärts?  
Das ist das deutsche Herz, das deutsche Herz!

Was aber stetig Herz und Geist  
Entflammt und fest zusammenschweißt,  
Auf daß das Herze nie verglüht,  
Auf daß der Geist stets Funken sprüht, —  
Was uns erhält, ein deutsch Gemüth,  
Das ist das deutsche Lied, das deutsche Lied,

Drum sei das Lied uns auch fortan  
Ein wunderthät'ger Talisman.  
Doch wißt's ihr Sänger groß und klein,  
Wollt ihr euch recht der Lieder freun,  
Dann dürfen sie nicht trocken sein.  
Tränkt sie mit deutschem Wein, mit Wein vom Rhein.



Tafel-Lied zum Stiftungs-Tag der Pigaer  
Liedertafel 1879.

Wenn der Chor der Tafellieder  
Durch die Liedertafel klingt,  
Steigt ein Geist zu uns hernieder,  
Der uns holden Zauber bringt.  
Wißt ihr's Säng'er, wie er heißt?  
Harmonie heißt dieser Geist. —

Gleichgestimmte Seelen findet  
Er in uns'ren frohen Reihn  
Und die Gluth, die er entzündet  
Läßt uns froh und glücklich sein.  
Was uns fesselt und bedrängt,  
Wird durch seine Macht gesprengt.

Was die Seelen uns begeistert  
Und die Herzen uns entfacht,  
Wird durch Worte nicht bemeistert,  
Nicht in Worten ausgedacht.  
Nein, in Tönen liegt die Kraft,  
Die dem Wort erst Flügel schafft.

In des Liedes vollen Tönen  
Schwingen wir uns himmelan  
In das Reich des ewig Schönen,  
Das uns löst von jedem Bann.  
O, dann weicht so weit, so weit,  
Alle Sorge, alles Leid.

Im Gesang drum laßt uns ziehen  
Zu der Schönheit Zauberwelt,  
Wo die Blumen ewig blühen,  
Stets von Sonnenglanz erhellt.  
Und voll Andacht beugt das Knie  
Vor dem Geist der Harmonie.



Begrüßungslied zum Sängersfest in Riga 1880.

---

Seit Riga euch grüßte zum letzten Mal  
Ihr trauten Sangesgenossen,  
Sind Tage und Stunden sonder Zahl  
In's Meer der Zeiten geflossen.  
Doch was die Seele uns durchglüht  
In jenen Weihetagen,  
Davon weiß heute noch manch Gemüth  
Zu singen und zu sagen.

Noch schlägt das Herz in unsrer Brust  
Für alles Hohe und Schöne;  
Noch trägt uns ächte Sängerkunst  
In's ewige Reich der Töne.  
Und ward auch manches Haupt schon grau,  
Die Geister sind jung geblieben.  
Wir wissen Musik, die holde Frau,  
Von ganzem Herzen zu lieben.

Die alte Zeit ist neu erwacht  
In unsrer Stadt, der alten.  
Hört, wie sie jubelt, singt und lacht!  
Sie hat euch lieb behalten.  
Seid uns gegrüßt aus Herzensgrund,  
Ihr theu'ren nordischen Brüder.  
Laßt uns erneuern den alten Bund  
Durch neue seelige Lieder.



### Esellied.

Mel.: Ich bin der Dr. Eisenbart &c.

Der erste Mensch war von Natur  
Geschaffen nicht wie wir;  
Nein, Adam war — nach Darwin — nur  
Ein häßlich stummes Thier;  
Und als der Herr ihn angesehen  
Valleri juchheisaffa!  
Da sprach Er: „Ei, Du bist nicht schön!“  
Valleri juchhe!

Drauf drückt' der Herr die Schnauz' ihm ein  
Und macht' ihm einen Mund;  
Und gab ihm eine Stimme fein,  
Die reden und singen kunnt;  
Und Adam redete und sang  
Valleri juchheisaffa!  
Und freute sich, wie schön das klang,  
Valleri juchhe!

Doch merkte Adam bald erschreckt,  
 Daß Singen durstig macht  
 Und hat, weil Wasser ihm nicht schmeckt'  
 Sich andren Trunk erdacht:  
 Ob's Meth war oder Apfelwein —  
     Valleri juchheisassa!  
 Das weiß man nicht, doch Geist war drein.  
     Valleri juchhe!

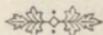
Als nun zu trinken er begann,  
 Da ward das Herz ihm wach;  
 Ein tiefes Sehnen packt' ihn an,  
 Er wußte nicht wonach?  
 Da rief er: „Herr, erbarm' Dich mein!“  
     Valleri juchheisassa!  
 Und laß mich nicht so ganz allein —  
     Valleri juchhe!

Da hat der Herr sein Meisterstück,  
 „Die Eva“ ihm gebracht;  
 Und Adam hat vor lauter Glück  
 Geweint schier und gelacht.  
 Und mit dem Weibchen wundersüß  
     Valleri juchheisassa!  
 Ward erst die Welt zum Paradies.  
     Valleri juchhe!

So hat Gesang den Durst erzeugt,  
Und Durst erfand sich Wein,  
Und nach dem Trinken lehrte leicht  
Die Liebeßehnsucht ein.  
Und jeder Sänger — offenbar —  
    Valleri juchheißassa!  
Merkt heute noch, daß dies so war.  
    Valleri juchhe!

Doch weßsen Herz nicht glühen kann  
Für Wein, Gesang und Weib,  
Bleibt jetzt auch nur ein halber Mann  
An Seele und an Leib;  
Der schleiche fort aus unsrem Bund  
    Valleri juchheißassa!  
Denn sein Verstand ist nicht gesund.  
    Valleri juchhe!

Nur dem, der singt und trinkt und liebt,  
Thut sich die Wahrheit kund,  
Daß es noch Paradiese giebt  
Auf unsrem Erdenrund,  
Drum preiset fröhlich unser Sein  
    Valleri juchheißassa!  
Bei Liebe, bei Gesang und Wein  
    Valleri juchhe!



## Den Weltschmerz - Kranken.

### 1.

Ich halte Umschau unter jenen Leuten,  
Die schwarz in schwarz das Erdenleben malen  
Und uns das Glück mit feinen lichten Strahlen  
Als eine ungeheure Lüge deuten.

Mit stolzen Phrasen hörte ich sie prahlen,  
Daß sie allein für Licht und Wahrheit streiten,  
Sie, die verdichtend nur die Dunkelheiten  
Uns singen stets von bitteren Erdenqualen.

Zwar preisen viele diese herzswarmen,  
Gefühlvollen Poeten, die stets weinen  
Um diese Welt, die schlecht ist zum Erbarmen.

Mir aber wollte es gar häufig scheinen,  
Daß diese Herren mit der Welt, der armen,  
Im Grunde nichts, als nur sich selber meinen.

~~~~~

2.

Sie schufen häufig sich den Ragenjammer,  
 Durch den mißbrauchte Geister stets sich rächten.  
 Er blieb nie aus nach wild durchschwärmten Nächten  
 Und weilte lange oft in ihrer Kammer.

Doch dröhnte dann im Hirn ein böf' Gehammer,  
 Dann gaben sie die Schuld dem Wein, dem schlechten,  
 Und schimpften auf den Wirth, bei dem sie zechten  
 Und wurden so die Gott- und Welt-Verdammer.

Sie haben gierig jede Lust getrunken  
 Und füllten immer neu den Freudenbecher,  
 Bis all' ihr Geist in trüben Sumpf versunken.

Nun schmähen sie die Welt, die blöden Schächer!  
 Ahnt ihr denn nicht: „Die flüss'gen Lebensfunken  
 Schuf Gott zur Labfal nur für weis're Becher.“

3.

Ein großes Wirthshaus ist die grüne Erde  
 Und gar vergnüglich läßt sich's drinnen leben.  
 Der Keller birgt viel edles Raß der Neben  
 Und leck're Bissen dampfen auf dem Herde.

Und keine bessere Wirthin kann es geben,  
Als Frau Natur. Mit freundlicher Geberde  
Sorgt sie, daß jeder Gast befriedigt werde;  
Denn alle froh zu machen, ist ihr Streben.

Als Münze aber gelten kleine Qualen,  
Geprägt aus leichten und aus schweren Pflichten  
Und ach, die Zeche, muß ein jeder zahlen.

Wohl denen d'rum, die alles baar entrichten;  
Denn die auf Pump sich durch die's Leben stahlen,  
Muß bald die angehäuften Schuld vernichten.



U h u.

---

Schon bei den Alten wurden hoch geehrt  
 Der finstren Eulen mürrische Geschlechter.  
 Athene selbst hielt diese Lichtverächter,  
 So scheint es fast, für weise und gelehrt.  
 Wie kam nun wohl dies Vogelvieh dazu?  
 Es sah nur Nachts — und schimpfte über alles;  
 Ein Wort nur kannt's, — ein Schmähwort jeden Falles,  
 Daß klang gar schauerlich uhu! uhu!

Ihr glaubt mir nicht, und lacht? Nun wohl, so seht,  
 Wie mancher Tropf noch jetzt vermag zu gelten,  
 Wenn er nur weiß zu schmähen und zu schelten  
 Auf alles das, wovon er nichts versteht.  
 Die Eulen aber schrien stets uhu  
 Aus Ueberzeugung und wie leicht erklärlich,  
 Klang solch ein Schimpfen doppelt noch gefährlich.  
 Es klang wie Wahrheit oft: „Uhu! uhu!“

Wenn Nachtigallensang und Finkenschlag  
 Das Leben pries in wundersüßen Tönen  
 Und wenn zuletzt berauscht vom Geist des Schönen  
 Die Erde still in seel'gen Träumen lag, —  
 Dann hob die Eule sich aus träger Ruh  
 Und schalt die Welt von Thorheit ganz besessen  
 Und jeder Vogel wurde aufgefressen,  
 Der dies nicht glauben wollt': Uhu! uhu!

Auch unsre Eulen üben solch' Geschrei;  
 Nur philosophischer sind sie geworden  
 Und wen'ge giebt's, die and're Vögel morden;  
 Denn das bestraft bei uns die Polizei.  
 Doch weltverachtend rufen sie uns zu:  
 Das Leben lieben nur noch dumme Kälber;  
 Wer richtig denkt, der muß sich tödten selber  
 Das Sein ist nichts als Pein! Uhu! Uhu!

Dabei indessen hörte man noch nie,  
 Daß solch ein Kauz sich selbst den Tod gegeben.  
 Vermuthlich will ein jeder noch erleben,  
 Wie sich verwirklicht ihre Theorie.  
 Und doch! — Dies pessimistische Gethu  
 Wirkt rings, wie Pesthauch fort auf die Gedanken;  
 Tagtäglich mehren sich die Weltschmerz-Kranken  
 Und schreien mit: „Uhu, uhu, uhu!“

Wie sonderbar! Es weiß doch jedes Kind,  
 Daß alle Eulen nur im Finstern sehen  
 Und nichts von heller Tagesluft verstehen;  
 Bei Sonnenlicht sind ja die armen blind.  
 Und dennoch hört man wieder spat und früh  
 Von vielem Volk, als weiseste der Weisen,  
 Die großen und die kleinen Käuze preisen  
 Und glaubt an ihr Uhu! Uhu! Uhu!

Geh's weiter so, dann wird dies blöde Schrei'n  
 Gefunden Sinn in trübem Wahn ertränken  
 Und unser Fühlen all' und unser Denken  
 Wird nicht mehr menschlich, nicht mehr göttlich sein.  
 Dann deutscher Dichterwald, dann wirst auch du  
 Nur ein Uhl für tolle Käuze werden  
 Und herrschen wird die finstre Nacht auf Erden,  
 Uhu — uhu, uhu, uhu, uhu!"

Nein aber nein! Noch singt mit hellem Klang  
 Sein frisches Lied manch gotterfüllter Meister  
 Und löst aus Zauberbann die armen Geister,  
 Die blind und taub gemacht der Eulensang.  
 Noch schloß kein Gott des Himmels Thore zu,  
 Noch baden wir die Seele in den Fluthen  
 Des ewig Schönen und des ewig Guten  
 Und fürchten nicht dies klägliche Uhu.



Oratorien  
Cantate zum 25jährigen Regierungs - Jubiläum  
Sr. Majestät Kaiser Alexander II. am  
19. Februar 1880.

Schwinget empor euch zum Himmel  
Liebliche Feierklänge.  
Preiset den Allerhalter!  
Lobet den Vater des Lichts  
Und dankt ihm für seine Güte!  
Schützend und hilfreich bis heute  
Hat er mit mächtiger Hand  
Unsern Kaiser geleitet  
Manchen gefahrvollen Weg.

Nicht der Herr zu sein von feigen Slaven,  
War Dein Wunsch, als Dir die Krone ward.  
Großer Zar, Dein stolzer freier Geist  
Wollte herrschen über freie Männer  
Und mit festem kühnen Federstrich  
Sprengtest Du im Reich die Sklavenketten  
Schmachvoller Leibeigenschaft.

Preisend und rühmend  
Wird noch die Nachwelt  
Deiner gedenken  
Und dieser That.  
Und es werden  
Noch ferne Geschlechter  
Danfbar nennen  
Deinen Namen.  
Doch süßeren Lohn  
Mag Dir im Leben  
Die Liebe gewähren,  
Die jauchzend Dein Volk,  
Dir, Zar = Befreier,  
Entgegenbringt.

Heute beim Feste  
Mußt Du es fühlen  
Mit frohem Herzen,  
Wie viele Millionen  
Danfbarer Seelen  
Heiße Gebete  
Zum Himmel senden,  
Dir Segen erslehend  
Vom ewigen Gott.

Groß und stark und glücklich  
Wolltest Du sehen Dein Volk  
Und den Segen des Friedens

Suchtest Du lang ihm zu wahren,  
 Daß es bei emsiger Arbeit  
 Mächtig die Kräfte entfalte.

Da, — als jenseits der Donau  
 Der Jammerschrei leidender Christen  
 Hülfeflehend ertönte  
 Und nirgend ein Retter erschien, —  
 Da fühltest Du Deine Seele  
 Erbeben in heiligem Zorn.  
 Und mit flammendem Schwerte  
 Bezwangst Du die frechen Bedrücker;  
 Befreiend die armen  
 Mißhandelten Brüder  
 Aus Knechtschaft und Noth.

Wohl schlug der Krieg  
 Manch tiefe Wunde,  
 Die noch bis heute  
 Nicht heilen wollte.  
 Und nicht getrocknet  
 Sind noch zur Stunde  
 Die Thränen alle, die Dein Volk  
 Geweint hat um geliebte Todte.  
 Aber bei festlichen Klängen  
 Umschweben uns heute  
 Die Geister der Helden  
 Und trösten freundlich  
 Die Tauernden auch.

Hörcht, aus himmlischen Höhen  
Klingt begeisternde Weise  
Hernieder zu uns,  
Nachhall findend  
In aller Herzen:

Seelig, seelig zu sterben  
In mannhaftem Streit  
Für Freiheit und Recht,  
Für Kaiser und Vaterland!  
Seelig, seelig zu sterben  
Den Heldentodt.

(Hierauf ertönt, wie aus weiter Ferne, Anfangs leise aber allmählich immer mehr und mächtiger anschwellend, die russische National-Hymne.)

Gott schütz' den Kaiser uns.  
Mächtig und kraftvoll  
Führ er zum Siege uns,  
Zu Ruhm und Ehr.  
Fest steht Dein Volk zu Dir,  
Vertrauend Deiner Weisheit.  
Gott sei auf immerdar  
Schützend Dir nah.



## Der Fortschritt.

Geist des Fortschritts, der die Welt entzündet  
 Und nach Wahrheit unermüdet sucht,  
 Ein Jahrhundert hast du dir gegründet,  
 Ein gewalt'ges, das von Licht durchdrungen  
 Sich zu stolzen Höh'n emporgeschwungen  
 Und uns täglich neue Wunder kündet.

Wie das Dampfroß, das du dir erschaffen,  
 Eilst du hin mit ungestümer Hast.  
 Täglich kämpfend mit erneuten Waffen  
 Gegen Finsterniß und Trug und Lüge,  
 Rasch zerstörend, was dir nicht genüge,  
 Eilst du vorwärts ohne zu erschlaffen.

Doch ein Ziel, wo ist es zu erspähen?  
 Ziellos scheint dein ruheloser Lauf  
 Durch die sturmbewegte Welt zu gehen.  
 Keines Glück und ungestörten Frieden  
 Hast du selten denen schon beschieden,  
 Die getreu zu deinen Fahnen stehen.

Mancher schaut mit Zweifel und mit Zagen  
 Deinem räthselhaften Treiben zu.  
 Wohin führt dein Streiten und dein Zagen?  
 Wo du kaum ein Gutes uns gegeben,  
 Treten neue Uebel flugs in's Leben,  
 Um uns ärger als zuvor zu plagen.

Was wir gestern heilig noch empfunden,  
 Wirfst du heute höhrend in den Staub.  
 Edles Herzblut fließt aus tiefen Wunden  
 Und kaum ward ein Feind von uns geschlagen,  
 Treibst du tollkühn schon zu neuem Wagen  
 Für die nächsten, ach, so kurzen Stunden.

Horch, so seufzt die Welt bei deinem Walten!  
 Hat der Himmel wirklich dich gesandt,  
 Um die Schöpfung höher zu gestalten?  
 Oder sind es schwarze Höllegeistler,  
 Die, erkürend dich, zu ihrem Meister,  
 Nun die Welt in ihren Krallen halten?

Nein, o nein, in ew'ger Offenbarkeit  
 Lenkt ein Gott noch immer diese Welt.  
 Geist des Fortschritts, lichter Geist der Wahrheit,  
 Magst du oft auch finstre Wolken bringen,  
 Blitze hast du, die sie leicht bezwingen  
 Und uns schaffen helle Sonnenklarheit.

Mag dein Endziel niemand auch erspähen,  
 Ew'ge Zeichen sind uns doch gesteckt;  
 Welche leuchtend uns vor Augen stehen.  
 Und das eine weist uns hin zum andern  
 Und wir merken's alle bald beim Wandern,  
 Wenn wir nicht die rechten Wege gehen.

Unsern Geistern warst du ein Befreier  
 Aus den Sklavenbanden roher Kraft.  
 Du hast sie geführt mit sichrem Steuer  
 Durch verkommne, mächtig finstre Zeiten;  
 Du hast sie gestärkt zu kühnem Streiten  
 Und durchlodert sie mit heil'gem Feuer.

Reiche Schätze hat aus deinen Händen  
 Längst empfangen ein verwöhnt Geschlecht  
 Und mit Gleichmuth nimmt es schon die Spenden.  
 Zu gewohnt, das Gute zu genießen,  
 Sieht es staunend schlechte Saat auch sprießen  
 Und die Klagen wollen dann nicht enden.

Aber Kampf, o Fortschritt, ist dein Wesen;  
 Denn es wächst der Menschheit geist'ge Kraft  
 Nur im Kampfe mit der Macht des Bösen.  
 Frei gab Gott den Geist, mit dem wir schalten,  
 Daß wir selber uns den Sieg gestalten  
 Und uns selbst aus Erdennoth erlösen.

Geist des Fortschritts, deine Banner wehen!  
Führ' uns weiter denn in deinem Licht!  
Trübe Nebel fallen und zergehen!  
Nimmer lassen wir vom guten Streite,  
Treulich kämpfen wir an deiner Seite,  
Daß wir neue, stolze Siege sehen. —



Trockne und flüssige Gedanken.

---

Steigt das Glück zu dir hernieder,  
Sing ihm Preis und Jubellieder.  
Mäkelst du daran herum,  
Rehrt es um  
Und verläßt dich wieder.

---

Rose, reizende Rose!  
Hüte dich, hüte dich fein,  
Vor Schmetterling, dem argen Schmeichler;  
Er setzt dir zu leicht nur  
Böse Raupen in's holde Köpfchen.

---

Süßes Veilchen, das im Verborgnen blüht,  
Achtlos geht Mancher an dir vorüber;  
Doch wer erkannt hat dein reiches Gemüth,  
Mit all' dem Zauber, der duftig drin sprüht,  
Der hat dich hernach um so lieber.

---

Jeder hat seinen Sparren!  
Dieses bestreitet man selten,  
Nur will unter all' den Narren  
Ein jeder als Ausnahme gelten.

---

Wer viel und gern sein Aeußeres beschaut,  
Den schilt man eitel, doch man muß bedenken,  
Wer wird wohl gern den Blick nach innen senken,  
Wenn ihn sein Inneres noch nie erbaut.

---

Wer da will beschirmt im Sturme geh'n  
Muß sich sorgsam nach dem Winde dreh'n,  
Darum ist mir lieber doch der Mann,  
Der den Stürmen widerstehen kann  
Ohne Schirm.

---

Wie erst bei Nacht des Menschen blöder Blick  
Zu schau'n vermag der Sterne Lichtgefunkel,  
So weist ihm häufig nur des Lebens Dunkel  
Die milden Strahlen erst von wahren Glück.

---

Brandopfer brachten die Alten den ewigen Göttern.  
Aber nicht sonderlich roch das verbrennende Rindvieh  
Oder, was sonst noch, nur unverbrannt gilt als ge-  
nießbar.

Dieses bemerkten zuletzt die verschnupstesten Götter  
Und sie beschloßen der Menschheit zu schenken den Tabak.  
Seid mir gepriesen, ihr Götter, für diesen Gedanken.  
Brandopfer will ich euch bringen nach jeglicher Mahlzeit  
Danfbar, so lange ich lebe, im duftenden Rauchkraut.

---

Das Gemeine in schönster Form bleibt gemein  
Und das Reine auch mißgeformt bleibt rein;  
Aber nur in der Form liegt die Kraft,  
Welche dem Inhalt Geltung verschafft.

---

Wer da einen Bock geschossen  
Und ihn doch nicht todt kann machen,  
Der versuche unverdroffen  
Mit den Lachern mitzulachen.

---

Der ächte Künstler  
Läßt gerne walten  
Gestrenge Kritik.  
Sie schüret und nährt nur  
Das heilige Feuer,  
Das in der schaffenden  
Künstler = Seele  
Leuchtet und glüht.

Nur kleine Flämmchen  
 Fürchten beständig  
 Den kritischen Blasbalg;  
 Aengstlich besorgt,  
 Es könnte zu leicht  
 Der kleinste Luftzug  
 Ihr Lichtlein verlöschen.

Was du denkst, soll klar sein.  
 Was du fühlst, soll rein sein.  
 Was du sprichst, soll wahr sein.  
 Was du thust nie Schein sein.  
 Dann wird dir gefährlich  
 Nimmermehr der Wein sein;  
 Selbst im Rausche schwerlich,  
 Wirst du je gemein sein.

Was hat den Trauben der Reben  
 Den mächtigen Zauber gegeben?  
 Ich glaube ich weiß es gut.  
 Aus Wolken ward ihnen gesendet  
 Erfrischende Regensluth.  
 Die Sonne hat ihnen gespendet  
 Die feurig belebende Gluth.  
 Und der Mond und die goldenen Sterne,  
 Die küßten sie oft und gerne  
 Und sänstigten milde ihr Blut.

So jog der Wein, der edle Wein  
Den ganzen Himmel in sich ein,  
Und trink ich ihn, ist mir zu Sinn,  
Als wenn ich selbst im Himmel bin.

---

Und wenn der beste Wein der Welt  
Zu leeren Köpfen ein sich stellt,  
Er macht sie nur betrunken.  
Erst, wenn sich Geist zum Geist gesellt  
Dann sprühen helle Funken.

---

Wie hat es die Kunst doch weit gebracht;  
Selbst Wein wird künstlich jezt nachgemacht.  
Ihm fehlt nur eines,  
Die Blume des Weines;  
Doch dünkt mich der Wein ohne sie  
Ein Lied, ein künstlich reines,  
Dem auch nur fehlt ein kleines, —  
Nur eines — die Poesie.

---

Hast du was Gutes zu trinken, so Sorge sehr,  
Daß es den Geist dir nimmer in's schwanken bringt.  
Selbst der herrlichste Wein, er taugt dir nicht mehr.  
Wenn er dich schon zum faßeln und zanken bringt.

Trinke so lange ihn nur, als er dir wirklich schmeckt,  
Weil er dir sonst den Kater, den franken, bringt,  
Der auch in dem besten Getränke steckt  
Und auch den Stärksten zum achen und anken bringt.  
Trinke nur Wein, bis er in deiner Brust  
Süße Träume zum blühen und ranken bringt;  
Bis er ins Herz dir volle selige Lust  
Und in den Kopf dir gute Gedanken bringt. —

---

Wie man den duftigsten Wein  
Aus herbesten Trauben zieht,  
Wandelt sich bitterste Pein  
Oft in das herrlichste Lied.

---

All die Getränke, die faden,  
Wasser, Thee, Limonaden,  
Die steigen hinab in den Magen  
Und wissen ihr Loos zu ertragen.  
Der Wein ist ein fein'rer Geselle,  
Als all' die Wassergeschöpfe.  
Er will höher hinaus gar schnelle,  
Er steigt sofort in die Köpfe.



Herr Sausewind.

Jung Gretelcin, das hübsche Kind,  
Ging einsam auf der Straßen;  
Da kam ein böser Sausewind  
Und wollte mit ihr spaßen.

„Herr Sausewind, was fällt dir ein?  
Laß ab, an mir zu zupfen!  
Ich bin ein feines Jüngerlein;  
Dein Blasen schafft mir Schnupfen.“

Da rief der böse Sausewind:  
„Gefangen ist gefangen!“  
Und küßte Gretelcin geschwind  
Auf Augen, Mund und Wangen.

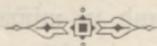
Wie wird so roth ihr ganz Gesicht,  
Sie läuft davon mit Schmähen.  
O Sausewind, so pflegt man nicht  
Mit Damen umzugehen.

Nun faßt er sie gar an: „Suchhe!  
Du sollst mir nicht entchlupfen;  
Die schönen Mädels, die ich seh',  
Die müssen mit mir hupfen.

Und ach, der wilde tanzt mit ihr,  
Daß hoch die Röcklein fliegen.  
Das ist so seine Tanzmanier  
Und macht ihm viel Vergnügen.

Schon geht ihr schier der Athem aus,  
So raset der Geselle.  
Gottlob erreicht ist nun ihr Haus  
Und drinnen ist sie schnelle.

Dann wirft sie ihm die Hausthür zu  
Und dreht ihm eine Nasen:  
„Herr Saufewind, du arger, du,  
Nun magst du weiter rasen.“



### Das Lied der Mücken.

Längst ward uns klar und offenbar,  
Wir sind die Herr'n auf Erden.  
Es ließ Natur auch Menschen nur  
Als Mückenfutter werden.  
Und euer Blut, es trinkt sich gut,  
Ihr müßt euch darin schicken.  
S — s — s — sum! S — s — s — sum!  
Dies ist das Lied der Mücken.

Wir wissen auch, nach Helbenbrauch  
Zu schwärmen und zu minnen;  
Bei frohem Tanz, im Abendglanz  
Ein Liebchen zu gewinnen.  
Dann sprüht und glüht in unsrem Lied  
Viel seeliges Entzücken:  
S — s — s — sum! S — s — s — sum!  
Dies ist das Lied der Mücken.

Doch naht die Nacht, zieht unsre Macht  
Hinaus zu kühnem Streiten,  
Und Schlachtgesang mit hellem Klang  
Ertönt von allen Seiten.  
Wir greifen an den stärksten Mann,  
Sobald wir ihn erblicken.  
S — j — j — sum! S — j — j — sum!  
Dies ist das Lied der Mücken.

An rothem Blut muß den Tribut  
Die Menschheit stets uns geben.  
Wer fällt, der fällt. Ein ächter Held  
Sorgt niemals um sein Leben.  
Und Helden ganz, von Kopf bis Schwanz,  
Sind wir in allen Stücken.  
S — j — j — sum! S — j — j — sum!  
Dies ist das Lied der Mücken.



### Theorie und Praxis.

---

Es standen vor der Börse jüngst  
Drei Herren mir zur Seiten.  
Von stockendem Handel sprachen sie  
Und schmähnten die schlechten Zeiten.

Und einig waren sie alle drei  
Zuletzt im Großen und Ganzen:  
Die Schuld an allem trügen meist  
Des Landes zerfahr'ne Finanzen.

Wie aber dem Unheil zu steuern sei,  
Der Punkt blieb unerledigt;  
Denn gar zu sehr verschieden war,  
Was jeder darüber gepredigt.

Der erste sprach: „Der Luxus nur  
Schafft all' die Sorge und Plage.  
Ach lernten wir endlich sparsam sein,  
Dann kämen uns bessere Tage.“

Der zweite sagte: „Sie irren sich!  
Dies Sparsystem nenne ich eitel.  
Nur leben und leben lassen allein,  
Das würde uns füllen die Beutel.“

„Nein!“ brummte der Dritte, „das ist es nicht!  
Ich sage: Das Saufen und Pumpen,  
Das muß man abschaffen ganz zuerst,  
Sonst werden wir alle noch Lumpen.“

So stritten die Herren eine Zeitlang noch,  
Da mochten sie Hunger merken  
Und einer nach dem andern ging  
Zu Kröpfsch, um sich zu stärken.

Ich sah hernach den ersten dort  
Bezahlen seine Beche:  
Zwölf Mustern und eine Flasche Sekt!  
Das ist nun mal seine Schwäche.

Dann kam der zweite und zahlte auch.  
Ein Butterbrödchen nur aß er.  
Das Schnäpschen, das er zu sich nahm,  
Das Schnäpschen ach, vergaß er.

Zuletzt sah ich den dritten auch  
Bedächtig zur Letze wandeln:  
„Herr Kröpfsch, ich bitte, notiren Sie  
Acht Schnäpse und sieben Mandeln.“



## Die beiden Fliegen.

Eine Fabel.

Es waren ein Mal zwei Fliegen,  
Die lebten nur zum Vergnügen  
Und wußten zu erzählen sich,  
Wie sehr die Menschen quälen sich:  
„Das viele Denken, summ, summ, summ!  
Das macht die armen Menschen dumm!

Wir kommen mit Gefühlen  
Ganz zu denselben Zielen;  
Wir wissen zu ernähren uns,  
Zu lieben und zu vermehren uns.  
Wir denken niemals, summ, summ, summ!  
Das viele Denken macht nur dumm!“

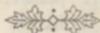
So summten die Fliegen, die beiden;  
Denn Fliegen sind nie bescheiden.  
Da kamen sie vor ein Fliegenglas,  
Das war gefüllt mit rothem Raß.  
Da lachten beide: „Summ, summ, summ!  
Hier sieht man wieder, der Mensch ist dumm.“

„Verkorft und unten doch offen! —  
 Da meinen sie wohl und hoffen,  
 Daß keine Fliege ergründen kann,  
 Wie sie den Eingang hier finden kann.  
 Wir haben Instinkte, summm, summm, summm!  
 Ihr armen Menschen, wie seid ihr dumm!“

Bald waren die beiden Fliegen  
 Von unten hineingestiegen.  
 Da tauchten sie Rüssel und Pfoten hinein  
 Und tranken durstig vom rothen Wein  
 Und sangen gar seelig: „Summm, summm, summm  
 Ihr armen Menschen, wie seid ihr dumm!“

Und als sie satt vom Schmause,  
 Da wollten sie eilig nach Hause.  
 Sie flogen in die Höhe, ach!  
 Und thaten sich gar wehe, ach!  
 Die Köpfe stießen an Glas, summm, summm!  
 Sie wußten nicht wie und nicht warum.

Und da sie den Ausgang nicht fanden,  
 Sind beide crepirt mit Schanden.  
 Hieraus ein jeder erschauen soll,  
 Daß man Instinkten nicht trauen soll,  
 Und wer nicht denken kann, summm, summm,  
 Der halte andre nie für dumm. —



### Die alten Frösche.

Es hockten drei alte Frösche  
Auf einem breiten Stein  
Und schauten mit trüben Sinnen  
Hinaus in den Sonnenschein.

Sie quakten von alter Zeiten  
Vergangener Herrlichkeit  
Und wußten gar arg zu schmähen  
Die häßliche neue Zeit.

„Ach Brüder“, quakte der eine,  
„Im Argen liegt die Welt  
Und selbst die Kunst, die lehre,  
Verfällt, verfällt, verfällt.“

Hört dort, das wilde Quaken!  
Fast klingt's wie Ferkelgequik.  
Als wir einst fröhlich sangen,  
Das war doch noch Musik.“

„Quak!“ rief der zweite Froschgreis:  
 „Sehr wahr, sehr wahr, sehr wahr!  
 Es ist die heutige Froschheit  
 Verdorben ganz und gar.

Nur sinnliche Triebe kennen  
 Die heutigen Frösche zumal!  
 Wie war einst unser Fühlen  
 So schön, so hoch ideal.“

Mit Thränen quakte der dritte:  
 „Verändert ist alles sehr.  
 Ach, selbst der schöne Sumpfwine  
 Ist längst der alte nicht mehr.

Wie haben wir einst so selig  
 In diesem Maß gezecht.  
 Nun fehlt ihm das rechte Aroma  
 Und meist bekommt er uns schlecht.“

So quakten die armen Frösche;  
 Doch keiner bedachte halt,  
 In jenen gepriesenen Zeiten  
 Da waren sie noch nicht alt. —



Gretchens Thränen.

---

Schön Gretchen stand am Fenster  
Die Augen voller Thränen:  
„Ei Gretchen, liebes Mädchen,  
Was machte dir die schönen,  
Die munter'n Augen trübe?“

Dort neben ihr der Caro  
Ward heute arg zerbissen;  
Nun sagt sein dankbar Winkeln,  
Er glaubt es wohl zu wissen:  
„Schön Gretchen weint aus Mitleid.“

Die rothe Rose aber  
An Gretchens Brust, die dachte:  
„Sie träumt vom jungen Jäger,  
Der ihr die Rose brachte.  
Schön Gretchen weint vor Liebe.“

Und weiter dort im Bauer  
Die Nachtigall die kleine,  
Die denkt voll stolzer Freude:  
„Es hat ihr Lied das feine  
Die Maid gerührt zu Thränen.“

Doch hinten in der Küche  
Liegt neben einem Messer  
Zerschnitten eine Zwiebel,  
Die weiß es sicher besser,  
Warum schön Gretchen weinte.



Nahrungssorgen.

Karnickel und seine liebe Frau  
Die hatten große Sorgen.  
Der Winter war hart; da fragten sie sich:  
„Was werden wir essen morgen?“  
Das quälte die beiden die ganze Nacht;  
Doch als der Morgen gekommen war,  
Da hatte ein Fuchs sie umgebracht  
Und beide gefressen mit Haut und Haar.  
Hieraus ersieht man ganz geschwind,  
Daß Sorgen meist sehr unnütz sind.



Doña Clara.

Don Fernando sprach zu Doña Clara:  
„Seit ich euch erschaute, o Señora,  
Hab ich erst zu lieben angefangen;  
Und mit euch erst ist mir aufgegangen  
Meines Lebens leuchtende Aurora.“

Doña Clara sprach zu Don Fernando:  
„Wenn ich wirklich euch Aurora wäre,  
Dann bedenkt, es schläft sich schön bei Nacht nur.  
Flieht o flieht, Señor und gebet Acht nur,  
Daß ich euch den guten Schlaf nicht störe.“

„Gerne gäb' ich,“ sprach drauf Don Fernando,  
„Meinen Schlaf hin, um nur euch zu dienen.  
Eure Locken sind von reinem Golde!  
Statt der Zähne habt ihr Perlen, Holde.  
Eure Lippen aber sind Rubinen.“ —

„Halt,“ fiel ihm in's Wort d'rauf Doña Clara:  
„Euren Wahn muß ich gefährlich schätzen,  
Meine Lippen, meine Zähne, Haare,  
Würdet ihr zuletzt als theure Waare  
Wohl verkaufen oder gar versetzen.“

Don Fernando seufzte und dann sprach er:  
„O Señora meine Sonne seid ihr!  
Laßt mein durstig Herz sich trinken saugen  
An den lichten Flammen eurer Augen;  
Sonst verjähmet es in Nacht und Leid hier.“

Doña Clara sprach zu Don Fernando:  
„Geht Señor und sucht euch andere Flammen,  
Euer durstig Säuglingherz zu nähren.  
Geht Señor! Ich muß euch rund erklären  
Meine Augen sind nicht eure Ammen.“

Don Fernando aber sprach, „es geht nicht!  
O Señora eure Zunge schneidet,  
Doch die Ketten kann sie nicht zerschneiden,  
Die die Seele mir in Liebesleiden  
An euch fesselt, daß kein Mensch sie scheidet.“

Schier gelangweilt sprach drauf Doña Clara:  
„Nicht gefährlich, scheint mir, sind die Ketten  
O Señor, die euch allein umgeben.  
Fesseln sollen sie? — O nein, sie kleben, —  
Ketten sind's, gewunden nur aus Ketten.“

Lächelnd grüßte sie drauf Don Fernando:  
„Eure Ketten, die mich fesseln möchten,  
Streif ich ab und laß sie bei euch liegen.  
Wenn ihr wollt, so macht euch das Vergnügen  
Einen richt'gen Korb daraus zu flechten. —“



### Das durstige Schneiderlein.

Es war ein Mal ein Schneiderlein,  
 Das quälte gar arge Noth und Pein.  
 Ihn plagte ein Ekel vor Arbeit sehr;  
 Doch Durst, ach grimmiger Durst noch mehr.  
 Vergebens hatte er manche Nacht  
 In feuchtesten Kellern zugebracht;  
 Vergebens mit Wein und Schnaps und Bier  
 Sich eingekauft Affen- und Kater-Gethier,  
 Es fühlte die Seele auch trunken  
 Doch stets in der Kehle den Funken.  
 Es fühlte auch trunken die Seele  
 Die Funken doch stets in der Kehle.  
 Wer löscht ihm den Durst? O weh!

Bald merkte das durstige Schneiderlein,  
 Es könne sich nimmer helfen allein;  
 Es merkte, sein Durst war viel zu groß  
 Für einen einzigen Schneider bloß.

Da rief er zwei brave Kollegen herbei:  
 „Kommt, kommt in den Keller, ich halte euch frei.  
 Nun trinket mit mir Schnaps, Wein und Bier,  
 Bis daß ich den grimmigen Durst verlier’.  
 Da tranken und tranken die Schneider,  
 Bald sah er sie schwanken leider.  
 Die Schneider sie tranken und tranken,  
 Da sah er sie leider schwanken.  
 Wer löscht ihm den Durst? Oh weh!

Es sprachen die beiden: „Jetzt ist es aus  
 Wir sind schon zu voll und wir müssen nach Haus!“  
 „Was, was?“ schrie das durstige Schneiderlein,  
 „Ihr laßt mich mit meinem Durst allein?“  
 Doch beide eilten in raschem Lauf  
 Stillschweigend zur Kellertreppe hinauf.  
 Da ist der Durstige, zornentbrannt,  
 Den schlechten Kollegen nachgerannt:  
 Ihr wollt nicht weilen, nicht stehen,  
 Da will ich verfeilen euch gehen.  
 „Ihr wollt nicht stehen, nicht weilen,  
 Da muß ich euch gehen verfeilen.  
 Wer löscht mir den Durst? O weh!“

Und als sie nun kamen im Dunkeln herfür  
 Dort oben wohl aus der Kellerthür,  
 Da haute das durstige Schneiderlein,  
 Mit wuchtigen Hieben auf beide ein.

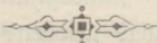
Krach, fielen sie, krach — in den Keller zurück  
 Und blieben dort liegen zu ihrem Glück.  
 Der Durstige aber sah sich stumm  
 Verwundert nach seinen Collegen um.  
 Er kann sie nicht sehen, nicht schauen  
 Drum blieb er dort stehen mit Grauen.  
 Er kann sie nicht schauen, nicht sehen,  
 Drum blieb er mit Grauen dort stehen.  
 Wer löscht ihm den Durst? O weh!

Da kamen, als wie von ungefähr  
 Zwei Polizisten des Weges daher,  
 Und unser durstiges Schneiderlein  
 Das dachte, das sind die Collegen sein  
 Und ohne zu prüfen, behaute er frei  
 Die Männer der löblichen Polizei.  
 Da sah man jedoch, daß ein Polizist  
 Viel stärker, als irgend ein Schneider ist.  
 Sie schlugen ihn schier zu Schanden  
 Und trugen ihn fort in Banden.  
 Er wurde zu Schanden geschlagen.  
 In Banden von dannen getragen.  
 Wer löscht ihm den Durst? O weh!

Sie hoben und schoben und brachten ihn fort  
 An einen dunkelen stillen Ort.  
 Dort hat er manch bange, lange Nacht  
 Wohl über sein Leiden nachgedacht.

Bei Brot und Wasser, bei Wasser und Brot  
 Fand bald sein grimmiger Durst den Tod  
 Und als ihn entließ die Polizei,  
 Da war er auch weniger arbeitsſcheu.  
 Er wurde ein Nebenhaſſer  
 Und wollte nur leben bei Waſſer.  
 Er wurde ein Haſſer der Neben  
 Und wollte bei Waſſer nur leben.  
 Das löſcht ihm den Durſt! Zuchhe!

Aus dieſer wahren Begebenheit  
 Erkenne ein jeder zu rechter Zeit,  
 Daß unſere löbliche Polizei  
 Für viele und vieles nützlich ſei.  
 Zum andern aber, ihr Schneiderlein,  
 Ihr möget euch daraus merken ſein:  
 Ihr ſollet ſtets meiden zu ſtarke Getränk;  
 Denn davon bekommt ein Schneider die Kränk'.  
 Wohl kann ein Schneider für Affen  
 Gar paſſende Kleider ſchaffen,  
 Doch Affen können für Schneider  
 Nie ſchaffen paſſende Kleider.  
 Die ſchaffen nur Durſt zuchhe!



### Auf der Strandbahn.

Es kamen auf dem Bahnhof jüngst  
Zusammen zwei alte Tanten  
Und als sie sich sahen, freuten sie sich,  
Weil beide einander kannten.

Sie kauften gemeinsam die Billets  
Und setzten in ein Coupé sich,  
Und unterhielten balde dort  
Von allerlei Leid und Weh sich.

Und als sie ausgeschüttet ihr Herz,  
Besahen sie ihre Billette,  
Und merkten zu ihrem großen Schreck,  
Daß jede ein falsches hätte.

Die erste sagte: „Nataschinka!  
Hat man so etwas gesehen?  
Hier steht „nach Dubbeln“, und ich, ich muß  
Per Bahn bis Carlsbad gehen.“

„Und hier steht Carlsbad auf meinem Willet“ —  
Sprach jene mit blassem Gesichte —  
„Und ich muß doch bis Dubbeln hin!  
Das ist eine schöne Geschichte!

„Ja,“ sagte die erste — „das hat mir schon  
Erzählt mein alter Schmantmann,  
’S giebt nirgend so arge Confusion,  
Wie hier auf unsrer Strandbahn.“

„„Ach Minnachen,““ sagte die zweite drauf,  
„„Was sollen wir aber machen?  
Wie kommen wir beide jetzt nach Haus,  
Mit unsern sieben Sachen?““

„Ja,“ sagte die erste, „das hilft nun nicht,  
Ich muß nach Dubbeln spazieren  
Und muß mit einem Fuhrmann dann  
Nach Carlsbad weiter kutschiren.“

„„Ach Gott,““ sprach drauf die zweite trüb, —  
„„Wer wird uns das vergüten?  
Von Carlsbad nach Dubbeln muß ich dann  
Wohl auch einen Fuhrmann miethen.““

Verzweifelt sahen sich beide an;  
Und ringsum lachte man leise;  
Doch gute Menschen finden sich  
Noch immer glücklicher Weise.

Ein braver Herr saß dicht dabei  
Und fühlte ein menschliches Nühren:  
„Ach meine Damen, das Unglück ist  
Nicht schwer zu repariren.

Ich hab' auf Eisenbahnen mich  
Gar viel bewegt im Leben  
Und darf mir wohl erlauben hier,  
Auch Ihnen Rath zu geben.

Ich glaube, wenn Sie die Billets  
Nur einfach tauschen wollen;  
Dann fahren Sie sicher mit der Bahn  
Dorthin, wohin Sie sollen.“

„Ach“, sagte die erste ganz gerührt,  
„Wie dank ich für Ihre Güte.“  
Die zweite war stumm vor Bewunderung,  
Sie hatte ein zartes Gemüthe.

Ein tiefes Erstaunen nur malte sich  
In ihren Augen, den frommen:  
„Nein!“ sprach sie endlich, „wie sind Sie nur  
Auf diesen Gedanken gekommen?“



### Die Fahrt auf dem Peipus-See.

Jüngst war ein kleiner Freundeskreis  
 An einem Wintertage  
 Versammelt bei Baron von Stern  
 Zu fröhlichem Gelage.

Man sprach dort unter anderm auch  
 Vom nächsten Pferderennen,  
 Daß Baron Rhaden arrangirt  
 Bei Dorpat, in Stupennen.

„Na Kinder“, meint Baron von Stern,  
 „Das kann ich euch nur sagen,  
 Mit Rhadens Fuchs nimmts keiner auf;  
 Der wird euch alle schlagen.“

Ihr wißt, ich war in Paliser,  
 Dort traf ich auch den Rhaden  
 Und als er heimfuhr, hat er mich  
 Zur Fahrt mit eingeladen.

Na gut, — ich überlegte mal  
Und ließ mich nicht viel bitten,  
Und bald entführte Rhaden mich  
In seinem Träberschlitten.

Der Weg war ganz abscheulich schlecht,  
Es war kaum durchzukommen.  
Ich sag euch, wir sind geradezu  
Durch lauter Dreck geschwommen.

Ich seh' schon, Rhaden wird ganz wild;  
Auf einmal kehrt er munter  
Rechts ab vom Weg und fährt getrost  
Zum Peipussee hinunter.

„Was nun?“ sag ich, „du wirst doch nicht  
Die Fahrt hinüber wagen.  
Das Eis ist ja schon völlig morjch  
Nach all den Regentagen.“

„Ach was“, sagt Rhaden, „meinen Fuchs,  
Den kennst du nicht, mein Lieber.  
Und wär das Eis nur dicker Schmant,  
Er trägt uns doch hinüber.“

Drauf knallt er mit der Peitsche mal  
Und, wie vom Sturm getragen,  
Ging's tausend übers Eis dahin;  
Wir flogen, kann man sagen.

Es brach und knackte hinter uns,  
 Man konnte es deutlich spüren;  
 Doch unser Teufelsfuchs schien kaum  
 Den Boden zu berühren.

Ganz plötzlich aber sehn wir uns  
 Dicht vor ein Loch getragen,  
 Wie sich die Fischer auf dem See  
 Für ihre Netze schlugen.

An Halten war zu denken nicht;  
 Noch wen'ger konnt's gelingen  
 Das Loch, das sieben Faden maß,  
 Im Schwung zu überspringen.

Ich sag euch, sieben Faden breit;  
 Doch ohn' sich zu besinnen  
 Hieb Rhaden ein auf seinen Fuchs, —  
 Und bums! — da war'n wir drinnen.

Der Tod schien unvermeidlich mir;  
 Jedoch, glücklicher Weise,  
 War tausend Schritt' von uns entfernt  
 Ein zweites Loch im Eise.

Der Fuchs war bei dem letzten Hieb  
 So toll in's Loch gesprungen,  
 Daß er mit uns beim zweiten Loch  
 Sich straks emporgeschwungen.

Herein, heraus! Es war, als wenn  
 Ein Blick uns vorwärts trüge.  
 Hätt' ich es selber nicht erlebt,  
 Bei Gott, ich hielt's für Lüge." —

Baron von Strambach hört man jetzt  
 Den tiefen Saß erheben:

„Wie seltsam, Stern, — fast ebenso  
 Mußt ich das auch erleben.

'S war auch dort auf dem Peipussee,  
 Ich denke vor drei Jahren,  
 Als mich der Rhaden, ganz wie dich  
 In solch ein Loch gefahren.

'S war auch an sieben Faden breit;  
 Doch ohn' sich zu besinnen,  
 Hieb Rhaden ein auf seinen Fuchs  
 Und hums, — da war'n wir drinnen.“

„Du auch? fragt Stern; ei, was du sagst?  
 Und was geschah dann weiter?“

„Ach, das ist kaum der Rede werth,  
 Erwidert Strambach heiter.

'S ging alles ganz natürlich zu  
 In dem erwähnten Falle;  
 Der Fuchs, der Rhaden und ich selbst, —  
 Ja, — wir ertrannten alle.“



Frau, schau, wem?

Einſt thäten drei Geſellen  
Vor einem Wirthshaus ſtehn  
Und eifrig diſcutiren,  
Ob ſie hineinmarschiren,  
Ob ſie nach Hauſe gehn.

Der erſte ſprach: „Ich fühle,  
Ich bin noch ſcheußlich matt.  
Zu allen guten Werken  
Muß ſich der Menſch erſt ſtärken,  
Damit er Kräfte hat.“

Der zweite ſprach mit Seufzen:  
„Ach! Schnaps iſt handrolirt,  
Und Butter, Fleisch und Eier,  
Die ſind ſo ſchrecklich theuer,  
Daß man ſich ruinirt.“

Der Dritte sprach, „was schadet's,  
Wenn man sein Geld verzehrt,  
Was thut man dran verlieren,  
Das Geld ist hier papieren  
Und so wie so nichts werth.

„Das stimmt“, rief froh der erste,  
„So hab ich stets gedacht.  
Der Teufel hol das Sparen,  
Das dumme Geld verwahren,  
Das keinen selig macht.“

„Ach!“ sprach der zweite mürrisch,  
„Mir kam es nie drauf an;  
Ich geb das Geld nie schwer aus!  
Bei Gott, ich geb viel mehr aus,  
Als ich verdienen kann.“

„Famos!“ rief drauf der dritte,  
„Na dann in's Wirthshaus 'rin!  
Laßt uns eins trinken heute.  
Ihr seid ja brave Leute  
Und ganz nach meinem Sinn.“

So gingen die Gefellen  
Mitsammen in das Haus;  
Doch nach 'ner guten Weile,  
Da flogen sie in Eile  
Zur Hausthür straks heraus.

Der erste ohne Stiefel,  
Der zweite ohne Hut  
Und ohne Rock der dritte.  
Es dächte solche Sitte  
Den dreien wenig gut.

Der erste schlich nach rechts hin:  
„Ihr Stiefel, gute Nacht!  
So auf den Strumpf zu kommen  
Kann keinem Menschen frommen.  
Wär hätte das gedacht?“

Nach links hin zog der zweite  
Und grollte: „Ach! Gemein!  
Das sind ja arge Lumpen!  
Der Wirth wollt' keinem pumpen. —  
Da fiel ich schön herein!“

Der dritte sprach mit Seufzen:  
„Ach, keiner hatte Geld!  
Fahr hin, du schön Vertrauen.  
Man darf auf niemand bauen  
In dieser schoslen Welt!“



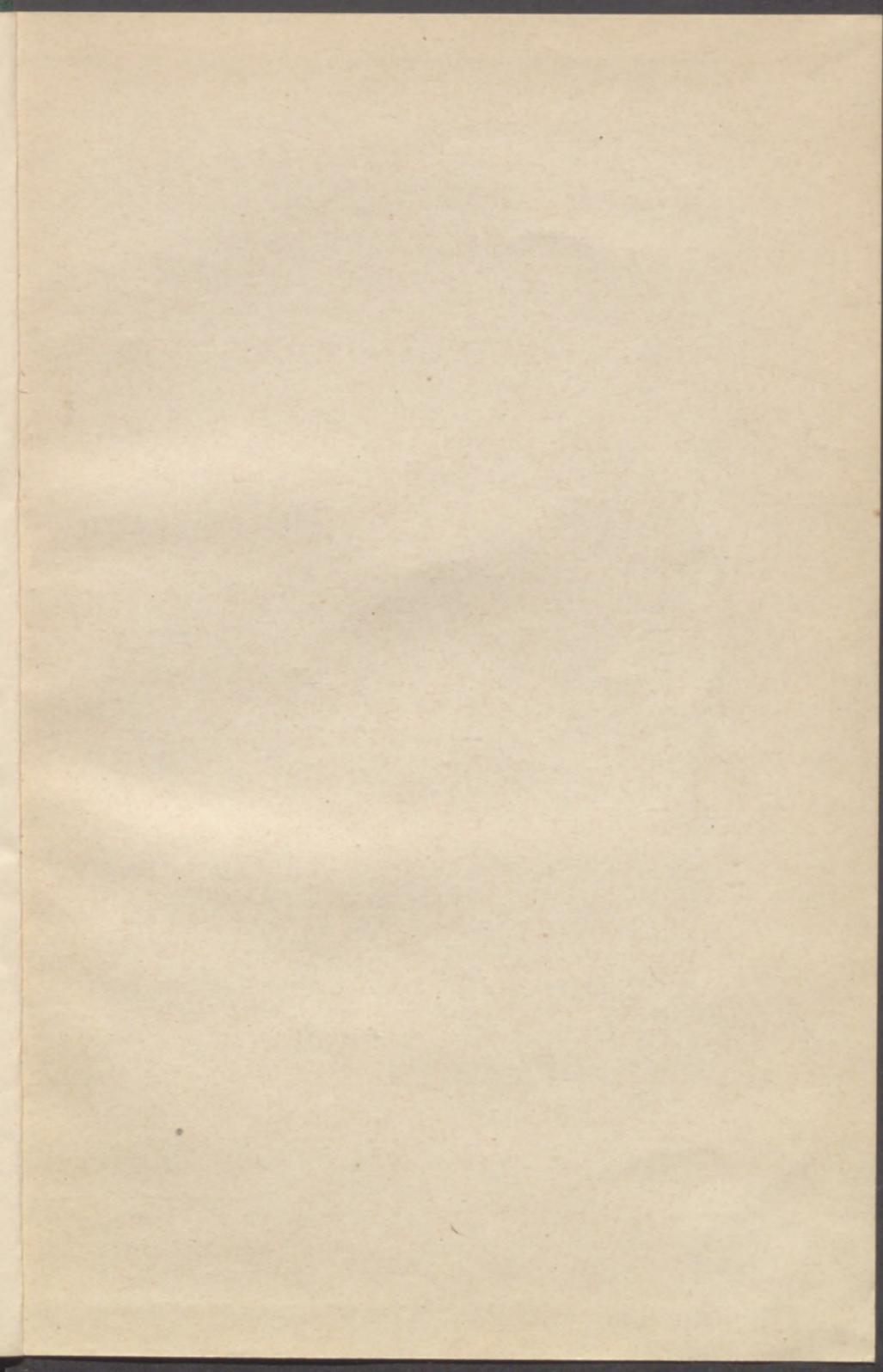
The first thing I did  
was to go to the  
bank and get  
some money out  
of the machine.

The next thing I did  
was to go to the  
store and get  
some food for  
myself and my  
family.

Then I went to the  
post office and  
sent a letter to  
my mother and  
father.

After that I went  
to the library and  
checked out a few  
books to read.

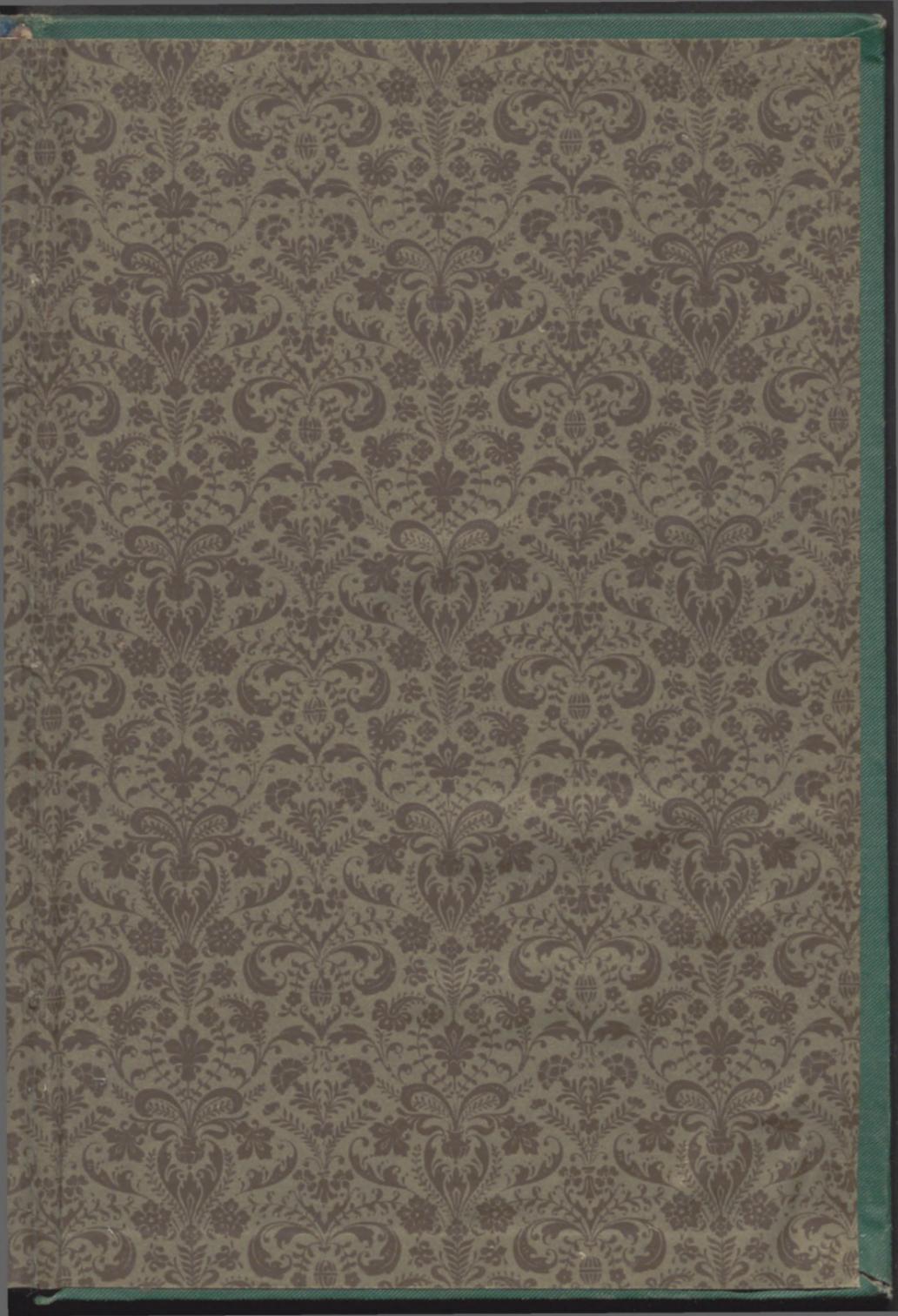




Biblioteka Główna UMK



300047029746



Biblioteka Główna UMK



300047029746